

Jo Krall

DIE KATASTROPHALE METAMORPHOSE DES OVID

Roman

Bearbeitet von Hugo C

LIMIT Verlag



Tag 1 – Mittwoch 16. Juni

Der Schlaf ist die Phase des Lebens, in der Menschen es nicht vermeiden können, unschuldig zu sein. Die Kreatur in meinem Bett schaffte es dennoch, mir Angst einzuflößen. Ihrem Atmen haftete eine undefinierbare Qualität an. Das leichte Rasseln, die Andeutung eines Röchelns und der unterschwellig pochende Rhythmus zielten darauf ab, mich in Panik zu versetzen. Voller Furcht versteckte ich mich im Halbschlaf unter meinem Kissen und kroch in die äußerste Ecke meiner Bettseite. Stunden war ich wach gelegen und hatte sie beobachtet. Immer wieder schreckte ich aus Sorge auf, mich verraten zu haben.

Den Verdacht hatte ich vor einiger Zeit gefasst, die Gewissheit verdankte ich minutiösen Beobachtungen. Was hatte von meiner Ehefrau Besitz ergriffen? Gedanken an silbrig glänzende, schlangenartige Geschöpfe, die sich durch ihre Körperöffnungen gezwängt und in ihrem Inneren eingenistet hatten, durchzuckten meine Vorstellung. Verzweifelt versuchte ich, mir mein Wissen nicht anmerken zu lassen. Meine Hände zwang ich, ehelich pflichtbewusst zu tasten. Sie entlockten der Kreatur irritierte Laute. Es blieb mir erspart und erleichtert stand ich auf. Mein diffuser Schatten flüchtete mit mir in das Badezimmer, tanzte um mich herum und betrat die Dusche. Unter ihrem Strahl reinigte ich mich von dem Ekel und den anhaftenden Gerüchen der letzten Nacht.

Auf dem Weg zur Arbeit litt ich in der U-Bahn unter den Menschenleibern, die sich an mich pressten und mir den Atem stahlen. Sie musterten mich und wechselten sich untereinander in meiner Bespitzelung ab. Mit ihren Blicken übergaben sie einander die Stafette der Dienstaufsicht. Die Matrone, perfiderweise mit einem Schulkind bewaffnet, war jetzt an der Reihe. Sobald ich sie enttarnt hatte, beauftragte sie den alten Mann in der Ecke und verließ den Waggon. Endlich erreichte ich meine Station und konnte der Armee der U-Menschen entfliehen, die vor mehreren Jahren das Kommando über die U-Bahn übernommen hatten. Wir lebten in einem Waffenstillstand, der jederzeit enden konnte. Sie herrschten im Untergrund und wimmelten in den Stationen wie die Ratten. Gelegentlich entkam einer von ihnen der Überbevölkerung und versuchte, an der Oberfläche zu überleben. Die Ober-Tag-Menschen setzten sich bisher erfolgreich zur Wehr. Es blieb das Gefühl, dass sich die Schleusen der Stationen jederzeit öffnen könnten und Scharen von U-Menschen sich über uns ergießen würden.

Im Büro angekommen, holte ich mir einen Kaffee und setzte mich in mein Zimmer. Meine Kleidung war verschwitzt, mein Haar in Unordnung. Erfahrungsgemäß würde mir in vier Minuten niemand mehr die Aufregungen des Morgens ansehen. Es ist erstaunlich, an welche Leiden sich der Mensch in Krisenzeiten gewöhnen kann.



Nicht viele Mitarbeiter verfügen über einen eigenen Raum. Meiner war schmal. Ein Schreibtisch, ein alter, knarrender Drehstuhl, der viele meiner Vorgänger verspürt haben musste und zwei braune Plastikschalensessel mit ehemals verchromten Beinen. Gelegentlich besuchte ein Politiker oder höherer Beamter die Konsumentenberatungsstelle. Frau Malowas, die Leiterin, führte diese mit Vorliebe in mein Büro. Nicht, um mich vorzustellen, sondern um zu verdeutlichen, unter welchem Geldmangel wir litten. Sie begafften mich angewidert in meinem Arbeitsbereich wie der Kammerjäger die Küchenschabe.

Pünktlich um neun Uhr legte ich meine Zeitung zur Seite, trank den Kaffee aus und trat aus meinem Büro. Davor hatte sich eine ansehnliche Menschenmenge angesammelt. Sie kamen aus allen Bevölkerungsgruppen: alte Witwen, Handwerker mittleren Alters, Lehrlinge, gehetzte Büroangestellte mit Blick auf die Uhr und einer guten Erklärung, warum sie zuerst Einlass finden sollten, Migranten mit schäbigen Sakkos und schlecht gebügelten Hemden, versteckt unter dunklen Polyacrylpullovern. Bei der Rückkehr aus der Kaffeeküche zwang ich mich zur Frage, wer der Erste gewesen sei. Eine Dame mittleren Alters mit fülliger Statur trat vor und ich ließ sie eintreten.

"Weber. Vor drei Monaten kaufte ich einen Staubsauger. Drei Monate hat der Vertreter gesagt, müsse ich nichts zahlen und ein Jahr lang sehr wenig. Jetzt kam die erste Rechnung und ich kann sie nicht überweisen. Was soll ich machen?"



Nervös wiegte ich meinen Körper hin und her und wich ihren Blicken aus. Ich mochte diese Firma nicht, sie war böse. Meine Augen fixierten die Teppichfliese in der nordöstlichen Ecke und sprangen zur nächsten auf der Diagonale. Alle Punkte der Linie markierte ich, jeweils 280 Millisekunden lang. Nach präzise 4.480 Millisekunden antwortete ich:

"Vertrag. So, so, Firma Garidans. Übel, übel. Fünf Mal der Preis vom Geschäft, fünf Mal. Und die Zinsen: Doppelt so hoch, wie bei der Bank, doppelt."

"Sie müssen langsamer reden, ich verstehe sie fast nicht!"

Ich gab ihr das Dokument zurück und murmelte: "Unsauber, nicht illegal, nur unsauber."

"Das sagte mein Sohn auch. Nachher, als es zu spät war. Er meinte, ich solle zur Konsumentenberatungsstelle gehen. Die könnten mir helfen."

"Schwer, sehr schwer. Vertrag gültig. Frist abgelaufen. Wieso nicht zahlen?"

"Wir haben nicht viel Geld. Gerade wurde das Auto meines Mannes repariert. Auf dem Bankkonto blieb nichts übrig. Wir müssen essen können."

"Ja, ja. Essen. Verstehe. Leider. Kann nicht helfen."

Die Hose der Frau war schwarz, das war mir entgangen. Ich musste sie ansehen. Sie war entrüstet: "Warum komme ich zu Ihnen, wenn Sie nichts machen können? Wozu sind Sie überhaupt da?"



Ich bemalte mein Gesicht mit Resignation, meiner neuen Lieblingsfarbe: "Manchmal finde ich ein Schlupfloch, manchmal. Hier nicht. Leider, kein Schlupfloch. Auf Wiedersehen!"

Sie schaute mich an, öffnete kurz den Mund wie ein Fisch, schloss ihn wieder. Bei der Türe stieß sie hervor: "Große Hilfe!"

Herein kam ein junges Mädchen in engen Jeans, knappes rosa T-Shirt, offensichtlich ohne BH. Es fiel mir schwer, den Blick von ihren Brustwarzen abzuwenden.

"Womit kann ich Ihnen helfen?"

Junge Mädchen mögen viele Worte und lange Sätze. Ich bemühe mich bei ihnen, so zu sprechen wie die anderen. Ich blicke ihnen auch in die Augen. Mittlerweile weiß ich sogar, wann und wie ich sie anfassen kann. Sie kicherte. "Wissen Sie, ich habe einen Blödsinn gemacht."

"Was ist passiert?"

"Na ja", sie nahm eine Strähne ihrer braunen Haare und führte sie gedankenverloren an ihren Mund, rutschte in ihrem Sessel umher und lehnte sich weit nach vorne zu mir. "Vor Kurzem kaufte ich mir ein Handy."

"Und?"

Erneut kicherte sie.

"Leider telefonierte und simste ich soviel, dass ich die Rechnung nicht bezahlen kann."

Das hatte ich bei ihrem Eintreten vermutet. Sie schaute nach unbezahlter Handyrechnung aus. Außerdem war die Zahlensumme



der Finger, an denen sie Ringe trug durch vier teilbar, wenn kleiner Finger rechts gleich eins und kleiner Finger links gleich zehn. Zu meiner Erleichterung galt das nicht für die inverse Zählung, bei der kleiner Finger rechts gleich zehn.

"Hm. Wo kauftest du das Handy?" Scheinbar automatisch war ich in das vertrauliche "Du" verfallen. Es war der notwendige zweite Schritt nach dem Kennenlernen einer Doppel-X zur Einleitung der Meiose.

"Im Elektromarkt im Einkaufszentrum. Es kostete überhaupt nichts und ich dachte mir, das wäre eine gute Idee und holte es mir."

Nervös wetzte sie herum, den Kopf gesenkt. Ihre Haare rochen nach süßem Parfum, wie kleine Mädchen es schätzen.

"Bist du volljährig?"

Sie setzte sich in ihrem Plastikstuhl zurück.

"Erst nächstes Jahr." Ein trockenes Lächeln auf meinem Gesicht.

"Musstest du einen Ausweis herzeigen?"

"Nein"

"Wie lief das ab?"

"Ich ging in das Geschäft und füllte einen Antrag aus. Dabei schwindelte ich ihnen vor, achtzehn zu sein. Die Martina, meine ältere Schwester, sagte mir, sonst bekäme ich kein Handy."

Ich betrachtete sie stumm und legte mein Gesicht in Falten, die einem Lächeln ähnelten. Den Trick mit den Augenmuskeln



bekomme ich nur gelegentlich hin. "Wie heißt du?" Sie zögerte und runzelte die Stirn, bis ihre Züge wieder glatt wurden. Sie lächelte zurück und antwortete neckisch: "Nadou". Nach einer kurzen Pause: "N-A-D-O-U Kolaric".

Ich setzte mich an meinen Computer, der aus der Steinzeit der IT stammte. Erinnerung an ein goldenes Zeitalter, in dem Prozessoren mit Zahlen bezeichnet wurden. Sobald ich den Text in Normalo-Deutsch übersetzt hatte, gab ich ihr den Ausdruck.

"Unterschreib, schick ab. Kein Problem. Nur unterschreiben, schicken."

Skeptisch sah sie mich an. Ich hatte vergessen, auf Doppel X-Modus umzuschalten. Gesichtsmuskeln an, in die Augen blicken.

"Das unterschreibst du und schickst es ab. Wenn das nicht reicht, kommst du wieder her. Als Minderjährige hättest du die Zustimmung deiner Eltern gebraucht. Der Verkäufer hätte deinen Ausweis kontrollieren müssen. Dann hätte er erkannt, dass du nicht volljährig bist. Die Argumentation ist nicht wasserdicht, für den Zweck genügt sie."

Warum hatte der Verkäufer ihren Ausweis nicht kontrolliert? Vielleicht hatte sie ein Sexspiel mit ihm gespielt. Kein BH, 'zufällig' vorgebeugt, mit ihren weichen Brüsten seinen Arm gestreift. XY funktionieren so, Kleinhirn gesteuert. Schlüsselreize führen zu Gehirnrindenausfall, Doppel-X wissen das. Drücken unsere An-/Ausknöpfe, wie wir Maschinen betreiben. Wir sind die Automaten der Frauen, ihre Körper die Lochstreifen für unsere



Programmierung. Oder sie hatte den Ausweis ihrer Schwester hergezeigt, Doppel-X glichen einander. Gesichter waren sekundäre Erkennungsmerkmale.

"Vermutlich ersparst du dir die Zahlung der Rechnung."

Ihre Miene schaltete auf Dankmodus: "Toll, wirklich super. Vielen, vielen Dank!" Sie nahm den Brief und ging schnell aus dem Zimmer. Die Anzahl der Wartenden war durch Sieben, aber nicht drei teilbar. Folglich ersparte ich es mir, den anderen Antragstellern zuzuhören. Zeitvergeudung an diesem Tag. Ich nickte immer zu und murmelte. Sie konnten den Bildschirm nicht sehen, dachten, ich fülle ein Formular aus, kein Sudoku. Solange ich vorgebe, ihren Namen und ihre Telefonnummer zu notieren, sind sie zufrieden.

Die offizielle Sprechzeit endete um 11 Uhr. Pünktlich zum Mittagessen um 12.30 Uhr hatte ich das letzte Sudoku gelöst. Meine Kollegen versteckten ihren Abscheu vor mir hinter geheuchelter Zuneigung. Auch heute winkten sie mir zu, als ich mit dem Tablett in der Hand durch den Speiseraum ging. Augenmuskeln an. Nach dem Kantinenbesuch habe ich oft Muskelkater im Gesicht. Frau Malowas fuhr in ihrem ewigen Monolog fort:

"Und ob Sie es glauben oder nicht, das Sozialministerium kopierte tatsächlich unsere Presseaussendung und fügte den gleichen Text in ihre Vorbeugungsbroschüre ein. Das ist eine Unverschämtheit, nicht wahr, Herr Krall?" Frau Malowas war der einzige Mensch, der mich mit meinem Familiennamen ansprach.



Selbst mein Vorname, Jonathan, war ungebräuchlich, ich war einfach "Jo", manchmal "Herr Jo".

"Sie haben ganz recht, Frau Malowas." Ich aß weiter. Sie machte es mir leicht. Ihre Zuneigung zu Mitarbeitern war direkt proportional zu dem ihr gegenüber geäußerten Lob. Sie war der einfachste Stimulus-Response-Mechanismus, den ich kannte. Selbst Mikroben waren komplexer strukturiert als Frau Malowas.

Die nachmittägliche Sprechzeit von 13.30 Uhr bis 16.30 Uhr verging schnell. Punkt 17.30 Uhr verließ ich das Büro und machte mich auf den Heimweg. Um sechs Uhr zu Hause angekommen, begrüßte ich die vorgebliche Angelika. Aufgrund meiner Erkenntnis ihres wahren Selbst war ich nervös und befangen. Sonst saß sie zumeist im Arbeitszimmer und korrigierte Schularbeiten. Regelwidrig kauerte sie heute im Wohnzimmer auf der Couch, vor sich eine Tafel Schokolade und ein fast leeres Whiskyglas. Sie trank nie, schon gar nicht allein und erst recht nicht zu dieser Stunde. Hatte ihre Imitation in meiner Abwesenheit einen Fehler begangen? Meine Überlebenschance stieg mit jeder Imperfektion. Kenne die Schwächen deines Feindes! In der Nacht würde ich das in ihre Akte eintragen.

"Jo, bin ich eine schlechte Lehrerin? Sei ehrlich!"

Angelika-Modus einschalten.

"Wie kommst du darauf?"

Was die ursprüngliche Angelika außerhalb der Wohnung machte, besonders in der Schule, war mir unbekannt. Es hatte mich nie



interessiert. Sie hörte auf, zu existieren, wenn ich sie nicht wahrnahm. Nicht im wortwörtlichen Sinn, ich war kein Solipsist. Ihre Existenz hatte für mich einfach keine Konsequenzen. Zur Erleichterung unseres Zusammenlebens hatte ich ein geistiges Angelika-Modell angefertigt und meine Beobachtungen eingepflegt. Regelmäßig erschien eine neue Version. Mittlerweile wusste ich, wie sie auf meine Äußerungen reagieren würde. Zumeist konnte ich ihren Status innerhalb der Toleranzparameter stabilisieren, wie ein Techniker die Kernspaltungsrate eines Kernkraftwerks durch Veränderung der Anzahl an Grafitstäben.

"Schau dir diese Schularbeit an."

Sie stand auf, ging in das Arbeitszimmer und holte einen Stapel Hefte. Sie hielt eines hoch, blätterte es durch und zeigte mir die vielen rot angestrichenen Stellen des letzten Tests.

"Das ist eine Katastrophe. Fehler, Fehler."

Sie erhob sich und wühlte in den anderen Arbeiten. Überall präsentierte sich das gleiche Bild: Ein Meer aus Fehlerblut triefte von dem Papier. Ratlos zählte ich geistig bis 24. In meiner Schulzeit war Rot unerwünscht aber unvermeidbar gewesen, wie Blähungen und Verwesung. Mein Angelika-Modell setzte sich zuverlässig in Betrieb und gab mir die nächsten Dialogzeilen vor:

"Angelika, Schule für begabte, schwer erziehbare Kinder. Viel besser jetzt. Vor acht Monaten: Katastrophe. Immer besser. Kleiner Rückschlag, na und!"



Angelika akzeptierte es, wenn ich manchmal nicht auf Normalo-Deutsch übersetzte. Gelegentlich verstand sie nicht und fragte nach. Das mochte ich an ihr. Vielleicht war es der Grund, warum ich mit ihr zusammen war.

Ich hatte keine Ahnung, ob der Inhalt, den ich von mir gab, stimmte, es war irrelevant. Ihr ging es immer nur um den Tonfall. Folglich hatte meine Stimme die warme, unterstützende Tönung angenommen, die sie erfahrungsgemäß beruhigen würde. Wahrscheinlich hätte ich "Gutti, Gutti, Gutti" sagen können und eine ähnliche Wirkung erzielt. Frühkindlich konditionierte Prägung mittels gutturalen Beruhigungslauten. Mein altes Angelika-Modell zeigte bei der neuen Angelika 2.0 weiterhin Wirkung. Sie blickte mich getröstet an:

"Meinst du wirklich?"

"Klar"

"Was habe ich falsch gemacht?"

"Sprich mit Lehrern. Vielleicht sie auch Probleme."

Falls Angelika 2.0 nicht auf die Idee käme, mit einer Vielzahl ihrer Kollegen zu telefonieren, hätte ich heute Abend Ruhe vor ihr. In Wirklichkeit hatte ich eine andere Theorie, für deren Gültigkeit ich zunehmend mehr Beweise entdeckte. Unsere Leben waren verflucht. Ich weiß nicht, ob es höhere Wesen gibt, die aus einer Laune heraus mit uns spielen, wie Gott mit Hiob, oder ob es Strömungen in der allgemeinen Gemengelage des Lebens sind, deren Interferenzen an kleinen Punkten verstärkt auftreten und



unsere Existenzen vernichten. Fakt war, dass ich mich im Brennpunkt eines negativen Einflusses befand, der erfolgreich alles Erquickliche aus meinem Alltag verbannt hatte. Die verbrannte Wüstenei, in der ich mich befand, war bar aller Genüsse, öde und grau. Angelika 1.0 hatte das Pech gehabt, das Bett mit mir zu teilen und Angelika 2.0 wurde jetzt ebenfalls von den Ausläufern meiner Lebensstörungsfront erfasst.

"Das klingt gut."

Jetzt lächelte sie.

"Gut, was machen wir heute Abend? Ich lasse die Schularbeiten sein. Gehen wir aus?"

"Gerne. Oder hier Spaß?"

Ein Teil von mir setzte sich näher zu ihr und fing an, sie zu streicheln, ganz vergessend, dass es sich bei ihr um das Austauschmodell handelte. Sie stand auf:

"Nein, nicht jetzt, vielleicht später. Wie wäre es mit 'Pepe's'?"

Im Restaurant bestellte sie ihr Stammgericht, Spaghettini con Pesto und ich orderte Calamari alla Griglia. Dazu nahmen wir eine Flasche Chianti, es war der siebte Wein auf der Weinliste. In dem schummrigen Licht, erhellt von der Schwimmkerze auf ihrem Tisch, ergriff meine Hand die ihre. Bei Angelika 1.0 setzte das den Kopulationsmodus in Gang.

Das Licht schmeichelte ihrem Teint, auf dem die ersten Falten ihr Vernichtungswerk begonnen hatten. Die maximal akzeptable Lumenzahl war invers proportional zum Lebensalter, wobei die



Kurve nicht linear verlief, vermutlich logarithmisch. Ihre blauen Augen und ihr blondes Haar ließen sie bei 2,5 Lux sehr jung erscheinen. Kurz dachte ich an das Mädchen, das ihre Handyrechnung nicht hatte zahlen können. Wie war ihr Name gewesen? Nadou, richtig. Sehr ungewöhnlicher Name, vorher nie gehört. Immer hatte ich Doppel-X mit braunen Haaren bevorzugt, wie Nadou.

Warum ich Angelika geheiratet hatte? Sie akzeptierte mich. Außerdem war sie hässlich, vielleicht war das ein Grund für sie. Viele hatte sie vor mir nicht gehabt. Blaue Augen, glänzendes Haar, gut gelaunt, energiegeladen. Aber auch dürr, schlaffe Haut, kleiner Hängebusen und Orangenhaut. Sie hatte abgenommen im Lauf der Jahre und es stand ihr nicht. Ihre Seele war löchrig und ihr Körper lief aus. Als ich sie getroffen hatte, war sie das berstende Leben gewesen. Genauso prall und frisch wie ihr seinerzeit duftender Körper. Damals hatte ich bereits mehrere Jahre gearbeitet. Sie war ein Jahr jünger, hatte gerade ihr Studium beendet und ihren ersten Lehrauftrag erhalten. Das Fehlen eines absolvierten Studiums war mir peinlich, ihr und ihren gebildeten Freundinnen gegenüber. Einmal hatte ich von meiner Kurzausbildung erzählt und einer der eingebildeten Idioten von ihrer Universität hatte mich ausgelacht. Sie meinte, sie liebe mich auch ohne Titel.

Gelegentlich beunruhigte es mich, was einige Jahre verändern konnten. Wie mochten bloß die nächsten Jahrzehnte sein? Ich



drückte ihre Hand ein wenig fester, sie zog ihre zurück, nahm ein Brot und fing gedankenverloren an, daran zu knabbern.

"Wie war dein Tag?", meinte sie abwesend zwischen zwei Bissen.

"Nicht erfolgreich. Epidemie rollt über das Land. Mann klopft an Türe und schwatzt Bewohnern Staubsauger auf. Nicht neu, seit Erfindung des Staubsaugers. Menschheit zerfällt in Dummköpfe und Vertreter."

Ich trank einen Schluck vom Chianti und fuhr fort:

"Immer Garidans-Staubsauger, Fass Überlaufen. Verschuldete Frau, Garidans-Staubsauger; nach drei Monaten Rechnung. Unerwartete Katastrophe, kann nicht zahlen. Firma Garidans Mahnung, wird nicht bezahlt. Gerichtliche Zahlungsverfügung. Kreditschutzverband, alle Kredite fällig. Keine Bank Kredit. Miete nicht bezahlen, Konkurs, obdachlos. Wegen Staubsauger Familie auf Straße."

Sie blickte mich nach meinem Monolog an und meinte:

"Hast du daran gedacht, von wem diese Staubsauger gekauft werden? Den Staubsauger-Vertreter-Trick kannten bereits unsere Großmütter, weil Sie deren Mütter gewarnt hatten. Wer fällt heute darauf herein? Einfache Gemüter, die mit ihrem Geld nicht umgehen können. Die Raten von einem Staubsauger, selbst wenn sie das Fünffache des Angemessenen betragen, können einen kaum umbringen."

Ungewohnt scharf entgegnete ich: "Du mit Akademikergehalt, leicht reden. Keine Ahnung, Leben ohne Geld. Partner arbeitslos.



Trennlinie Vegetieren und Konkurs hauchdünn." Meine Lider waren zusammengekniffen, während ich das Besteck hinlegte und die restlichen Calamari auf dem Teller liegen ließ. Sie war erregt. Ihre Augen funkelten, das Blassblau changierte zu einem klaren Wasserblau.

"Hast du daran gedacht, wie ich mein Studium finanziert habe? Du weißt genau, dass meine Eltern kein Geld hatten. Seit mein Vater in Frühpension ging, da war ich 15, musste meine Mutter uns mit ihrem mageren Gehalt als Aushilfskellnerin durchbringen. Ich garantiere dir, dass sie nie daran dachte, bei irgendeinem Typen einen Luxusstaubsauger zu kaufen. Seit ich 18 geworden war, arbeitete ich mindestens halbtags, mal Nachhilfe, mal Kellnerin. Die ganze Zeit wohnte ich bei meinen Eltern. Erst seitdem ich mit dem Studium fertig bin und mein eigenes Geld verdiene, weiß ich, wie es ist, am Letzten eines Monats ein Restaurant aufzusuchen. Ist dir nie aufgefallen, dass ich am Anfang unserer Beziehung mit dir immer trinken gehen wollte? Das war nicht mein nur etwas Linienbewusstsein, das kannst du mir glauben."

Zwischenzeitlich hatte sie ihr Besteck auf den Teller gelegt, mitten in das aufgewühlte Meer der Spaghettini. "Du dagegen, du setzt dich in das gemachte Bett. Dein Vater war Primararzt, deine Mutter arbeitete nur, wenn ihr langweilig war oder dein Vater seinen Amouren zu offensichtlich nachging und sie sich rächen wollte. Du hattest immer Geld. Dass du nicht studiertest, lag nicht an den Finanzen, nur an dir. Und jetzt verdiene ich mehr als du. Habe ich



mich jemals beschwert? Habe ich dir vorgehalten, was für tolle Karrieren die Männer meiner Freundinnen machen? Dass sie sich nicht entscheiden können, ob sie lieber in der Karibik tauchen oder einen Einkaufsbummel in New York machen wollen? Und ob es sich auszahlt, den Swimmingpool zu überdachen? Swimmingpool, dass ich nicht lache! Wir wohnen in einer Sozialwohnung. Ein eigenes Haus? Nicht daran zu denken, mit deinem Gehalt. Aber mir von deinen dummen Klienten erzählen, die durch den Kauf eines überteuerten Staubsaugers in Konkurs gehen? Und mir vorzuhalten, ich verstünde die Problematik nicht, das ist grotesk."

Sie stand auf und warf die Serviette neben den Teller. "Hoffentlich kann ich dir zumuten, die Rechnung zu übernehmen."

Ich saß da wie ein Roboter mit Kurzschluss. Mechanisch folgten meine Augen ihrem Schritt. Ich war schockiert. Mein Angelika-Modell hatte versagt. Ihre Reaktion widersprach fundamental der Simulation. Viel Arbeit lag vor mir, das neue Release zu erstellen.

War ich ein Versager? Unsinn, Höhlenmenschen bevorzugten Höhlenmenschen. Seit den Mammuts hatten sie sich nicht weiter entwickelt. Klar, dass sie mich ausgrenzten. Sie standen mir so misstrauisch gegenüber wie die Schimpansen dem ersten aufrecht gehenden Homo habilis. Mir fehlten einfach meine Artgenossen, unter Neandertalern würde ich nie Karriere machen. Was hatte mein Vater gesagt, bevor er in die ewigen Jagdgründe einging?

"Junge, du bist so anders, ich verstehe dich nicht. Warum fällt es dir schwer, wie die anderen zu sein?"



Lächerlich. Sollte ich die ganze Zeit einen luftgefüllten Lederball schlagen oder Doppel-X an den Haaren ziehen? Es gab angemessenere Aufgaben für mich. Was war ein Tor gegen die Majestät der ersten 5000 Stellen von Pi?

In Gedanken versunken verlangte ich nach der Rechnung. Der Kellner fragte, ob es uns nicht geschmeckt hätte. Erwartete er, dass Angelika von Magenkrämpfen gebeutelt die Notaufnahme aufsuchte und deswegen allein das Lokal verlassen hatte? Passierte das oft in dem Restaurant? Ich würdigte ihn keiner Antwort.

Der Heimweg war viel zu kurz für die Erstellung des Angelika-Updates. Voller Ungewissheit, was mich erwarten würde, betrat ich das Treppenhaus. Auf der Treppe überkam mich die Erleuchtung. Nicht mein Modell war fehlerhaft, die Vorlage hatte sich geändert. Aus Angelika war Angelika 2.0 geworden. Das hatte ich bereits gewusst, offensichtlich jedoch verdrängt. Selbst ich bin nicht frei von Atavismen. Logisch, dass die neue Kreatur verzerrungsfrei die Vorlage widerspiegeln konnte. Es waren die upgedateten Betriebssystem, die in ihrem Prognoseproblemen führten. Ich könnte darauf warten, dass Angelika 2.0 ihre Angelika 1.0 Emulation optimierte. Nach erfolgreichem 2.1 Upgrade wäre mein Modell wieder nutzbar. Der Zeitpunkt war jedoch ungewiss und bis dahin tappte ich im Blinden und war in Gefahr. Nein, ich durfte nicht faul sein und musste ihre Simulation anpassen.



Zu meiner Überraschung war die Wohnung dunkel. Leise schaute ich in alle Zimmer, von meiner Frau war nichts zu sehen. Entweder war Angelika 2.0 katastrophal gecodet oder sie fand es immer weniger bedeutend, sich zu tarnen. Wollte sie mich beseitigen? Ich legte mich in das Bett. Lange konnte ich nicht einschlafen und Ängste plagten mich. Bei jedem Geräusch schreckte ich auf. Von fieberhaften Träumen zersetzter Schlaf ermüdete mich.



Tag 2 - Donnerstag 17. Juni

Sinuskurven mit erhöhter Amplitude brechen über mir zusammen. Durch den Wellenkamm schimmern unzählige zuckende Leiber hindurch. Das Wasser rammt mein Boot, die Kreaturen versuchen, zu entern. Mit einem Paddel verteidige ich mich und schlage auf die Wogen. Vergeblich, die Fluten übersteigen den Rand. Das zappelnde Zooplasma schwimmt zwischen meine Beine. Mit einem Eimer schöpfe ich erfolglos, ein Tantalus der See. Sie beißen sich an dem Plastik fest, schnappen nach meiner Kleidung, wühlen sich einen Weg zu meinem Rumpf. Menschliche Körper treiben mit schwarzer Haut und geblähten Bäuchen in der Ferne an der Oberfläche. Die Überreste ihrer Gesichtszüge sind mir vage bekannt.

Ich flüchte, springe in das Gewässer. Es geht mir bis zur Hüfte. Im Dunkel der stürmischen Nacht erahne ich die Uferböschung und schleppe mich hin. Auf dem Strand hebt eine Krabbe ihre fünf Meter lange Schere. Sie klemmt den Arm eines angeschwemmten Leichnams ein. Knackende Geräusche, er lässt sich nicht abtrennen. Sie schneidet erneut, immer und immer wieder. Blut fließt. Die Krabbe nimmt die zweite Schere zu Hilfe. Weiteres Knacken. Nun schaut sie mich mit ihren Stielaugen an und eilt auf mich zu. Ich haste den Strand hoch, gelange aus ihrer Sicht.



Auf der Böschung angekommen, überfällt mich Müdigkeit. Während ich einschlafe, vermischen sich die knirschenden Geräusche der sich mir nähernden Panzer mit dem ihrer Scheren.

"... und jetzt ein wenig Amore und Urlaubsstimmung aus Italien." Die Sonne brannte früh am Morgen durch die Fenster, ein weiterer heißer Junitag. Neben mir nahm ich Angelika wahr, schlaftrunken. In die Note aus ungewaschener Haut und Rauch mischte sich ein Hauch von Alkohol.

"Wann Hause?"

Sie blickte mich mit offenen Augen an wie ein im Bett kriechendes Insekt, antwortete jedoch nicht.

"Wo gestern?"

Sie blieb stumm. Ich packte sie leicht am Arm und schüttelte ihn. Jetzt sah sie mir in die Augen, als ob sie mich vorhin nicht erkannt hätte.

"Ich ging aus."

"Dachte ich. Wohin?"

"Was soll das? Ich traf mich mit Corinne."

Eine Freundin meiner Frau, mir von Beginn an unheimlich. Seit ich sie kannte, hatte Corinne nie einen Freund gehabt. Lesbische Zicke. Und ihr Verhalten, wenn sie zusammen waren. Freud sagt, wir seien amorph pervers. Bei Corinne traf das unbedingt zu. Sie



personifizierte Angelikas schlechte Gesellschaft. Meine Frau weigerte sich, über Corinne zu sprechen. Sie wusste, dass ich sie verabscheute.

Wortlos stand ich auf und duschte. Beim Frühstück las ich mehrmals den gleichen Artikel in der Zeitung, konnte mich nicht konzentrieren. Angelika 2.0 hinderte mich daran. Als ich ging, machte das Simulacrum Gymnastikübungen. Tat so, als bemerke es mein Weggehen nicht. Ich versuchte nicht, es zu küssen, war ja nicht verrückt.

Die U-Menschen vermehrten sich stetig, die U-Bahn war voller als am Vortag. Es gelang mir, unversehrt auszusteigen. Kaffee und Zeitung. Keifende Stimmen aus dem Warteraum. Die Anwesenden konnten sich nicht einigen, wer als Erster da gewesen war. Ich hatte vor Jahren angeregt, ein Wartenummernsystem zu installieren. Frau Malowas hatte von Budgetzwängen gemurmelt und das Thema nie wieder angesprochen. Erstmalig genoss ich den Kampf der Bestien bei der Fütterung. Eine hässliche alte Frau setzte sich dank einer Mischung aus Keifen und Handtascheneinsatz durch. Bevor ich mich hingesetzt hatte, fing sie zu sprechen an.

"Aaronowitsch. Wissen Sie, vor einigen Monaten kam ein freundlicher Mann zu mir. Er erzählte mir, dass er vor Kurzem aus dem Gefängnis entlassen worden wäre und jetzt ernsthaft versuchte, ein ehrliches Leben zu führen. Er habe eine Tätigkeit als Vertreter angenommen. Sein Chef hätte ihm erklärt, dass er aus Einsparungsgründen bald gekündigt würde, falls er nicht mehr



verkaufte. Deswegen bräuchte er meine Hilfe. Er habe nie etwas Legales gelernt und wäre daher im Gefängnis gelandet. Wenn er an dem Tag noch einen einzigen Staubsauger verkaufte, hätte er die Probezeit bestanden. Sollte ihm der Verkauf des letzten Staubsaugers nicht gelingen, wäre er arbeitslos. Um sich und seine Familie zu ernähren und seine geliebte Mutter wäre ein Pflegefall in einem teuren Heim, nur das Beste für sie, müsse er sonst wieder auf die schiefe Bahn geraten. Ein Auto könne er jederzeit stehlen, davon stünden genügend auf der Straße, aber das wollte er nicht. Es läge also an mir, ihm eine gesicherte Existenz zu verschaffen oder ihn zur Weiterführung seiner Verbrecherlaufbahn zu verdammen."

Frau Aaronowitsch machte eine kurze Pause, schnappte nach Luft und holte ein Aerosol aus ihrer Tasche, das sie mehrmals inhalierte. Darauf wartend, dass sie fortfuhr, betrachtete ich sie. Sie war klein,, in den Sechzigern, üppig gebaut und ihr großer Busen wallte auf und ab. Ihre Kleidung war ärmlich, die Haare schlecht von ihr Selbst dunkel gefärbt, mit einer deutlich auffrischungsbedürftigen Dauerwelle, die den schütteren Charakter Haarwuchses betonte. Das Gesicht war weitgehend ungeschminkt, lediglich ein zu greller Lippenstift, der besser zu ihrer Enkelin gepasst hätte und eine Fettcreme, die ihrer Haut das speckige Glänzen eines halb garen Spanferkels verlieh, waren aufgetragen.



"Natürlich wollte ich dem Herren helfen und kaufte ihm einen Staubsauger ab. Eigentlich hätte ich keinen gebraucht und von der Firma Garatans hatte ich nie gehört."

"Garidans" korrigierte ich automatisch.

"Ah, Garidans, sehr richtig, Sie kennen das Unternehmen also. Dann ging mein Sohn wieder in …, na ja jedenfalls konnte er mich nicht mehr unterstützen und ich habe nur eine Mindestpension. Als nach drei Monaten die erste Rechnung kam, konnte ich sie nicht bezahlen. Ich rief bei der Firma an und fragte nach dem freundlichen Herrn. Seinen Namen hatte ich vergessen und da konnten sie mir nicht weiterhelfen. Was soll ich bloß machen?"

"Frau Aaronowitsch, Mindestrentnerin kann nichts passieren. Wenn Klage, keine Angst, bei Ihnen nichts zu pfänden."

Frau Aaronowitsch weitete ihre Augen und ihr Gesicht lief rot an.

"Da hilft man einem ehemaligen Sträfling und als Belohnung soll ich angezeigt und verurteilt werden und Sie sagen mir, das sei ganz in Ordnung und ich solle zufrieden sein, mit all der Schande in der Nachbarschaft und das nachdem mein Sohn sogar … Ich sage Ihnen jetzt etwas: Es ist Ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, dass dies einer rechtschaffenen Staatsbürgerin nicht passieren kann. Doch was machen Sie? Gar nichts! Pfui!"

Sagte es und verließ ächzend das Büro. Die Türe schloss sich erst gar nicht, der Nächste trat ein. Kurz murmelte ich, dass ich gleich käme und ging auf die Toilette. Dort sperrte ich mich ein, setzte



mich und verbarg den Kopf in den Händen. Nach mehreren Minuten blickte ich hoch, stand auf und wusch mir das Gesicht.

Herr Gargolan war in die Hände von Kredithaien geraten. Er hatte sein Auto mithilfe eines "progressiven Darlehens" finanziert, das ihm der Gebrauchtwagenhändler empfohlen hatte. Wie sich herausstellte, war das Progressive an dem Kredit die Tatsache, dass die Kreditraten von Monat zu Monat stiegen. Bald würde er das Auto und die Vorauszahlung verlieren. Außer bedauernden Worten konnte ich wenig Konstruktives beitragen.

Beim Mittagessen kam ich neben Frau Malowas zu sitzen. Sie fragte mich, wie es ginge und ich erzählte ihr von den Garidans-Staubsaugern. Meine Chefin war zutiefst verwundert: "Wissen Sie, Herr Krall, das erstaunt mich sehr. Ich habe Sie für einen tüchtigen Mitarbeiter gehalten, der den Konsumenten bei ihren Problemen mit Rat und Tat zur Seite stehen kann. Anscheinend habe ich mich in Ihnen getäuscht."

Sie machte eine bedeutungsvolle Pause.

"Außerdem verstehe ich nicht, warum Sie gerade auf der Firma Garidans herumpicken. Ich habe selbst seit einem Monat einen Garidans-Staubsauger zu Hause und muss sagen, er funktioniert hervorragend. Wenn ein Mensch nicht viel Geld hat, darf er sich eben kein exklusives Gerät der Spitzenklasse zulegen. Aufwendiges Zubehör und eine innovative, niedrigfrequente, variabel gesteuerte Umlufttechnologie kosten ihren Preis. Ein einfaches Gerät aus dem Elektromarkt sollte für diese Leute ausreichen."



DIE KATASTROPHALE METAMORPHOSE DES OVID

Mit diesen Worten stand sie auf und ließ mich verdutzt sitzen. Der Nachmittag hatte außer drei Garidans-Staubsaugern keine Höhepunkte zu bieten und pünktlich um 17.30 Uhr verließ ich das Büro. Zu Hause fand ich auf dem Esstisch eine kurze Notiz meiner Frau. Sie sei mit Corinne weggegangen und käme erst spät nach Hause. Ich machte mir ein paar Brote, sah fern und ging zu Bett.



Tag 3 – Freitag 18. Juni

Felsen schneiden scharfkantig in meinen Rücken. Im fahlen Licht überprüfe ich meinen nackten Körper. Mager, zerschürft, aber vollständig. Ich liege in einer Vertiefung auf meeresabgewandten Seite der Sanddüne. Die Landschaft erinnert mich an die holländische Nordseeküste. Vereinzelte Pflanzen krallen sich im Sand fest. Der Rand der Mulde verdeckt meinen Blick auf das Meer. Der Weg zum Landesinneren ist durch eine überhängende Böschung blockiert. Ich muss mich der See nähern, um ihr dauerhaft zu entfliehen. Angst vor den Krebsen ergreift mich. Mit ihren riesigen Scheren werden sie mich ermorden. Hier bleiben kann ich nicht, wenn die Flut kommt. Angestrengt lausche ich mit geschlossenen Augen, ob ich das Scharren von Zangen oder das Schleifen von Panzern höre. Nichts. Langsam, ganz behutsam, um keine Geräusche oder Bodenvibrationen zu erzeugen, richte ich mich auf und spähe mit den Augen über den Rand der Vertiefung Richtung Meer. Weiterhin nichts.

In meinen Augenwinkeln nehme ich einen einzelnen Krebs wahr, der die Begrenzung meines Sandbetts erklommen hat. Das Krustentier macht kein Geräusch. Stattdessen hebt es einen seiner meterlangen Arme steil in die Höhe und verharrt in dieser Position. Das Meeresrauschen nimmt zu. Falsch, es ist nicht die See. Es ist



das Geräusch von Silikatdioxid an Chitin gerieben. Das Rasseln und Schleifen der Panzer wird unerträglich laut und übertönt das Meer. Erst einer, dann zehn, hundert, letztlich hunderttausende Riesenkrebse umringen mich und eilen auf mich zu. Sie heben ihre Riesenscheren und öffnen sie weit. Jetzt haben sie mich erreicht.

Das schrille Geräusch des Weckers drängte mir Angelikas neue Geruchsnote penetrant auf. Bisher war sie kaum wahrnehmbar gewesen, mittlerweile hatte sie Leittoncharakter. Die Ehefrauensimulation öffnete ihre Augen und blickte mich unfokussiert an.

"Jo, wir müssen reden. Ich weiß nicht, ob du dich geändert hast, oder ich."

Prüfend blickte ich sie an. Ein außerirdischer Automat hatte Angelika ersetzt und sie fragte, ob das wirklich passiert sei. Wollte sie ironisch sein? Damit hatte ich oft Probleme. Es war schwer, Fakten unterscheiden. von $\mathbf{z}\mathbf{u}$ Sie bewegte Gesichtsmuskulatur nicht in für der ironisches charakteristischen Weise. Sie meinte es folglich ernst. Vorsichtig lauschte ich den Worten von Angelika 2.0, bereit, jederzeit aufzuspringen und davon zu laufen, wenn sie mich ebenfalls austauschen wollte.



"Ich mag dich sehr. Aber jeder Tag ist so wie der andere und ich weiß genau, wie es in einem Jahr, in fünf Jahren, selbst in 30 Jahren sein wird. Versteh mich nicht falsch. Ich weiß, dass du anders bist als die anderen und ich finde das Okay. Daran liegt es nicht. Doch du bist immer mit dem zufrieden, was du hast. Mir reicht das nicht. Du lebst in deiner kleinen, zufriedenen Welt, hast deinen kleinen, angenehmen Job und willst eine kleine, nette Frau. Ich bin weder klein, noch sehr nett - zumindest gerade eben nicht - und will das nicht sein. Ich will Bäume ausreißen, Abenteuer bestehen, mich intellektuellen Herausforderungen stellen, kurz: Ich will leben! Ich habe mit Freundinnen gesprochen und immer wieder fragen sie mich, wie ich bloß dauerhaft mit einem wie dir leben kann. Sei mir nicht böse, das sagen wirklich alle. Du bist einfach so … bescheiden."

Verwirrt blickte ich sie an und zögerte, zu antworten. Sie fuhr fort: "Selbst jetzt kannst du aus deinem Käfig des kleinen, netten Mannes nicht ausbrechen. Du glaubst nicht, dass deine Frau so etwas sagen, geschweige denn meinen könnte. Es bleibt dabei: Ich will kein Zuckergussleben!"

Mit diesen Worten stand sie auf, ging ins Badezimmer und sperrte zu. Normalerweise hätte ich versucht, sie zu beruhigen, auf sie geduldig einzureden und die Harmonie wiederherzustellen. Gutti, Gutti-Modus, Doppel-X sind leicht zu bedienen. Bei Angelika 2.0 war das nicht möglich. Der Ersatz-Angelika fehlten die leicht zugänglichen Schalter des Originals. Zuerst die Szene in dem



Restaurant, die Abende an denen sie nicht aufgetaucht war und jetzt dieser letzte Ausbruch.

Intensiv spürte ich den Sturz über den Wasserfall, der am Ende der Strömung seit Jahren auf mich gewartet hatte. Wasser auf meiner Haut, die herrliche Schwerelosigkeit des freien Falls, der Aufschlag. Meine Augen schlossen sich. Keine Schmerzen, lediglich das lärmende Bersten des mich einzwängenden Fasses.

Mein Körper trieb in der Lagune. Ruhe kehrte ein. Meine Augen blieben weiterhin geschlossen. Ich tastete mich hervor, verließ meine Kopfhöhle wie ein Einsiedlerkrebs sein Haus. Vieles hatte sich geändert. Nicht die Imitation, ich selbst war es, hatte mich den Anforderungen der modifizierten Umwelt angepasst. Wie eine Farbe bei Erreichen einer bestimmten Flüssigkeit, deren Temperatur in Sekundenbruchteilen wechselt. Meine Wahrnehmung der Umwelt und meiner Person, sonst schemenhaft diffus, war von einer trockenen Klarheit, die Mondaufnahmen auszeichnet

Meine Augen öffneten sich langsamer als sonst. Die Steuerungsroutine war durch meine Metamorphose beschädigt worden. Ich konzentrierte mich darauf, meinem Nervensystem einen neuen Hebungstreiber aufzuspielen. Das Angelika-Double ignorierte ich, bis ich die Wohnung verließ.

Die U-Bahn war voller als sonst, ungewöhnlich für einen Freitag. Meine Stimmung besserte sich. Mir war, als hätte ich soeben eine schwere Last abgeworfen. Freundlich lächelte ich eine junge U-Frau



an. Sie war irritiert, das war nicht vorgesehen. Schnell wandte sie ihren Blick ab.

In der Konsumentenberatungsstelle angekommen, sah ich mich einem wogenden Menschenmeer gegenüber. Alle wollten zu mir. Früher hätte mich bei dieser Herausforderung Panik erfasst. Heute füllte sich meine Brust mit Stolz und dem Bewusstsein, Macht über sie zu besitzen. Wie immer konnten sie sich nicht einigen, wer als Erster hier gewesen sei. Entgegen meinen sonstigen Gewohnheiten versuchte ich nicht, Einstimmigkeit zu erzeugen. Der Herrschaft Darwins folgte das Urteil Salomos. Kühn suchte ich die schönste Doppel-X heraus: "Sie sind die Erste." Die Zweithübscheste war die Zweite und so weiter. Sobald ich die verbliebenen Doppel-X nicht mehr attraktiv fand, wandte ich mich den Männern zu und ordnete sie nach dem gleichen Schema. Ab einem gewissen Niveau der Unattraktivität nahm ich wahlweise und zufällig eine Doppel-X und einen Mann. Nach zwei Minuten war die Einteilung vorbei. Zuerst hatte es leise Stimmen des Protestes gegeben, angesichts meiner Bestimmtheit verstummten diese rasch.

An diesem Vormittag reagierten die Menschen anders auf meine Ratschläge. Niemand widersprach mir und obwohl ich nicht helfen konnte, beschwerte sich keiner. Mein höchst subjektives Einteilungsverfahren hatte mir ungekannten Respekt verschafft. Alle waren devot. Beim Mittagessen saß ich erneut Frau Malowas gegenüber. Heute war ich redselig und die Normalo-Sprache kam flüssig von meinen Lippen, ohne mich anzustrengen. Einem



Kollegen erklärte ich, wie ein kniffliges rechtliches Problem zu lösen sei. Frau Malowas hörte mir interessiert zu. Nach dem Essen nahm sie mich zur Seite und meinte:

"Herr Krall, ich merke, Sie haben sich meinen Rat von gestern zu Herzen genommen. Ich sehe bei Ihnen einen neuen Elan, ein Interesse, für unsere Konsumenten zu kämpfen, ihnen wirklich zu helfen. Das finde ich sehr positiv. Weiter so!"

Am Nachmittag bestimmte ich die Reihenfolge nach dem Haargewicht. Wer die meisten und längsten Haare hatte, kam zuerst. Gleich viele kürzere danach und übrig blieben Glatzen. Ich war mir nicht sicher, wie ich Toupets und Perücken zu behandeln hatte, fand, hier stünde der Wille für das Werk und akzeptierte sie als vollwertigen Ersatz. Nach der Arbeit ging ich in mein Fitnessstudio und nahm mir nach einer kurzen Aufwärmzeit auf dem Rollband die Hanteln vor. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass ich wesentlich mehr Gewichte stoßen konnte als sonst. Angenehm erschöpft kehrte ich gegen neun Uhr in meine Wohnung zurück.

Meine vorgebliche Frau war zu Hause, wie ich anhand der gedämpften Musik aus ihrem Arbeitszimmer erkennen konnte. Ich machte mir ein paar Brote und setzte mich vor den Fernseher, wo ich im Internet einen Sexfilm ansah. Das hatte ich bisher in ihrer Gegenwart Frau nie getan. Sicherlich wäre sie schockiert gewesen. Diesmal kümmerte ich mich nicht um ihre Reaktion. Die Lautstärke war hoch eingestellt. In der kleinen Wohnung musste sie das



JO KRALL

mehrstimmige Stöhnen hören. Sie zog es vor, die Provokation zu ignorieren und ich bekam sie bis zum Einschlafen nicht zu Gesicht.





Tag 4 – Samstag 19. Juni

Krebse auf meinem Bauch, unter meinem Rücken, an allen Seiten. Ich liege in einem Meer von Krustentieren. Sie klettern über mein Gesicht, meine Genitalien, selbst in meinem Mund meine ich, sie auszumachen. Vergeblich versuche ich, mich zu befreien. Ihr Gewicht drückt mich zu Boden, ihre schiere Masse immobilisiert mich. Die Scheren fangen an, zu klappern. Eine scharfe, geöffnete Klinge berührt mich. Tausende folgen ihr. Werden sie ...?

Das erste Blut, es tropft von meiner Brustwarze. Ein Krebs hat mich verletzt. Dutzende, Hunderte folgen seinem Beispiel. Sie malträtieren mich, schneiden mich auf. Tausende Schnipsel meiner Haut fallen zu Boden, kleben in meinem vergossenen Blut fest.

Keine Schmerzen. Ich beobachte die Tiere. Ihre Stielaugen erwidern meinen Blick. Interessiert, nicht bösartig. Sie wollen mich nicht vertilgen. In Wirklichkeit helfen sie mir, indem sie mich zerschneiden. Ein Heer von Chirurgen, die mich operieren. Sie filetieren meine Haut, legen meine Muskeln frei, jedes Glied meiner Finger und Zehen entfernen sie einzeln von meinem Körper. Meine Wunden bluten stark. Bald bin ich tranchiert, hat der letzte Tropfen Unter meines Blutes meine Haut verlassen. den alten. abgeschnittenen Gebeinen treten die Konturen meines neuen Körpers hervor. Es ist vollbracht!



Grell blendete mich die Sonne. Ein Blick auf die Uhr: 10.30. Das Bett neben mir jungfräulich. Unberührt oder bereits wieder gemacht? Gleichgültig. Die Luft war frisch, verlockend und ein wenig feucht. Meine Zunge strich über meine Lippen.

Heute war ein besonderer Samstag, nicht dafür geschaffen, in überfüllten Supermärkten vor der Kasse zu stehen. Stattdessen würde ich wandern. Ein Blick auf die Straße: Meine Frau hatte den Wagen nicht mitgenommen. Schnell zog ich mir leichte Wanderkleidung an. Die Wettervorhersage deutete auf warmes, beinahe heißes Wetter hin. Samstagmittag sollten die Regenschauer für dieses Wochenende beendet sein. Ich packte meinen Rucksack und nahm Kleidung zum Wechseln, einen Schlafsack und eine Isoliermatte mit. Zum Essen hatte ich Dauerwurst und abgepacktes Brot zu Hause. Dem fügte ich mehrere Fischdosen hinzu, Zitronensaft, etwas Bitterschokolade und meine Feldflasche. Nachdem ich Wanderkarte, Kompass und Feldstecher herausgesucht hatte, war ich marschfertig.

Ich liebte die Berge. Diesmal hatte ich einen einsamen Flecken ausgesucht, den ich seit Jahren besuchen wollte. Mein heutiger Weg würde vorwiegend über Wiesen, Almen und Hochwälder führen, hochalpine Touren ohne Begleitung waren zu gefährlich. Nach zwei Stunden Fahrt am Ausgangspunkt meiner Wanderung angekommen, parkte ich mein Auto an einer einsamen Stelle abseits der Straße. Energiegeladen zog ich mir Wandersocken an, schulterte



den Rucksack schwungvoll und machte mich auf den Weg. Die Gegend quoll über vor gut ausgeschilderten Wanderwegen, war mangels sonstiger touristischer Infrastruktur jedoch menschenleer. Genau deshalb hatte ich sie ausgesucht. Hier konnte ich stundenlang gehen, ohne einer Seele zu begegnen.

Ich war spät aufgestanden und schritt deswegen zügig aus. Unterhalb der Baumgrenze war der Weg schattig. Die Sonne brannte nicht zu heiß und die Wälder waren in eine feuchte Kühle gehüllt. Lichtungen und Almen boten eine wärmende Abwechslung. Gegen vier Uhr pausierte ich und setzte mich nahe einem Waldstück auf eine Almwiese. Ich richtete mir eine Brotzeit und aß mit gutem Appetit. Nach dem Essen sonnte ich mich und hielt mit meinem Feldstecher Ausschau nach Wild. Bei Wanderungen trug ich meist gedeckte, grün-braune Kleidung, um von meiner Umgebung wenig abzustechen und keine Tiere zu vertreiben. Solange ich mich nicht bewegte, war ich aus größerer Entfernung optisch nicht wahrzunehmen, verschmolz mit der Natur. Heute hatte ich wenig Glück. Für Rotwild war es zu früh am Tag, nur einen gelegentlichen Falken oder Milan konnte ich ausnehmen.

Bevor ich aufstand und weiterging, erblickte ich ein Liebespärchen auf der anderen Seite des Tales. Wie balzende Rehe liefen sie aus dem Wald auf die darunter liegende Wiese. Die Doppel-X rannte voraus, der Mann folgte ihr und erreichte sie nach sechzig Metern. Die Distanz zu mir betrug rund 500 Meter Luftlinie plus zweimal 200 Höhenmeter. Beide fielen zu Boden, er umarmte



sie stürmisch. Ihre Gesichter ließen sich aus der Entfernung nicht erkennen. Der Mann fing an, die Frau zu entkleiden. Sie trug Jeans und ein gelbes T-Shirt. Er legte den rosigen Rumpf frei wie ein Handwerker das Innere einer Maschine. Sein auf ihr liegender Körper verdeckte ihre Genitalien, seine behaarten Gesäßbacken waren ebenso überlebensgroß wie sein erigierter Penis. Der Liebesakt war heftig, geradezu gewalttätig. Ohne jedes Vorspiel drang er in sie ein. Eine seiner Hände hielt ihre, die zweite lag auf ihrem Kopf, mit dem Ellbogen ihren anderen Arm fixierend. Lange Zeit werkte er mit konstanter Geschwindigkeit, bis sich die Taktzahl zunehmend erhöhte. Seine Bewegungen wurden ausladender, er schwang seinen Körper wie einen Vorschlaghammer, seinen Kopf auf ihrem. Der Wind wehte von mir weg und führte ihre Geräusche mit sich. Kurz schwächte er ab und ich vermeinte, beide schreien zu hören. Die Geschwindigkeit seines Beckens erreichte beängstigende Dimensionen, ein Metronom im 1/128 Takt. Er hob seinen Kopf und öffnete den Mund. Ich bildete mir ein, ein Heulen zu vernehmen und etwas Eckiges über den Ohren erkennen zu können. Abrupt hielt er inne und verharrte regungslos. Sie bewegte sich ebenfalls nicht. Schließlich stand er auf, hantierte an seiner Hose und eilte in den Wald. Die Frau blieb entkleidet liegen. Jetzt sah ich deutlich ihren rasierten Schambereich, die üppigen Brüste, sogar die roten Striemen auf ihrem Körper. Kurz darauf stand ich auf, schulterte meinen Rucksack und ging weiter.



Als die Dämmerung einsetzte, war der Himmel teilweise mit Kumuluswolken bedeckt. Auf meiner Karte überprüfte ich, wo die nächste Hütte stand. Eine Stunde Weg. In Anbetracht der stabilen Wetterlage könnte ich auf einen Wetterschutz verzichten. Es war fast Vollmond und auf meiner Route befanden sich keine gefährlichen Abhänge. Spontan marschierte ich in die Nacht hinein, um kurzfristig einen Schlafplatz unter freiem Himmel zu suchen.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang, ich hatte die Schutzhütte lange hinter mir gelassen, befand ich mich auf einem in der Dunkelheit schwer erkennbaren Pfad, der über Almen führte. In 200 Metern begann ein Wald, vermutlich morastig, kein guter Schlafplatz. Sobald ich die Wiese auf Kuhfladen überprüft hatte, breitete ich Isoliermatte und Schlafsack aus und begann, mein Abendmahl zuzubereiten. Meine Campingneonleuchte geizte mit dem kalten Licht.

Ich erschrak, als ich hinter mir vom Waldrand her Schritte vernahm. Von der Lampe geblendet, wandte ich mich ab und blickte in die Richtung, aus der die Geräusche kamen. Sobald meine Augen sich an die Dunkelheit angepasst hatten, erblickte ich schemenhaft eine Gestalt, die sich mir näherte. Es handelte sich um eine fünfzigjährige Frau. Ihr braunes Haar war kurz und unregelmäßig geschnitten. Sie musste das ohne Spiegel selbst gemacht haben, kein Friseur konnte so schlecht sein. Ihr Gesicht war herb und wettergegerbt, strahlte jedoch eine gewisse Vitalität aus. Sie war in einen dünnen, weinroten, billig wirkenden Anorak



gekleidet, den sie geschlossen hatte, da es frisch geworden war und trug weder Rucksack noch sonstiges Gepäck. Ihre flachen Schuhe waren verschlissen, für Wanderungen entschieden zu leicht. Unser Atem kondensierte.

Sie setzte sich zu mir auf die Isoliermatte, ohne ein Wort zu sagen. Mit ihren Händen zeigte sie auf die Wurst und das Brot. Kurz zögerte ich, dann gab ich ihr davon ab. Wer war sie? Mit Heißhunger vertilgte sie die Portion. Von zu Hause hatte ich viel zu viele Lebensmittel mitgenommen. Während der Wanderung hatte ich mich über den schweren Rucksack geärgert, jetzt war ich froh. Sie bedankte sich wortlos für das Essen. Ihre Gestik wurde immer jugendlicher, ich zweifelte an meiner ursprünglichen Altersschätzung. Andererseits hatte ihr Gesicht etwas Zeitloses, sie hätte 70 sein können.

Als sie das Essen beendet hatte, zeigte sie mir mit Händen und Füssen, dass ihr kalt sei und ob sie sich zu mir legen könnte, um sich aufzuwärmen. Das war mir absolut nicht recht. Zuerst mit Worten, dann mit Gesten, erklärte ich ihr, dass eine Wegstunde entfernt eine Schutzhütte stünde, in der sie warm übernachten könne. Entweder verstand sie mich nicht oder sie wollte meinem Rat nicht folgen, jedenfalls wollte sie bei mir schlafen.

War die Frau geistig normal? Oder war sie die Gebirgsvariante einer Obdachlosen? Hartnäckig lehnte ich ab. Schließlich lächelte sie und presste sich liegend an mich. Wenn ich aufstünde, würde sie mir folgen, das war offensichtlich. Zudem war ich müde und wollte



nicht weiter umherirren. Verärgert ergab ich mich in mein Schicksal. Ihr Kopf war meinem zugewandt. Ihr Atem ging heiß und kräftig. Sie hatte nicht den Mundgeruch, den ich befürchtet hatte. Überhaupt ging von ihrem Körper ein frisches, wiesenhaft-blumiges Parfum aus, wie bei einem jungen Mädchen. Die zu erwartende ungewaschene Note fehlte völlig. Ich schloss meine Augen, nahm ihren warmen Körper eng an den meinen geschmiegt wahr und schlief ein.

Im Morgengrauen wurde mein Schlaf leichter, als die Wärme, die ihr Leib gespendet hatte, sich veränderte. Statt an meiner ganzen rechten Seite verspürte ich sie nur mehr an der Lende, der Rest meines Körpers wurde immer kälter. Im Halbschlaf wälzte ich mich herum. Hitze umfing meinen Penis, Zähne umschlossen ihn. Die Fremde hatte meine Männlichkeit in den Mund genommen und werkte aus Leibeskräften an ihr. Von einer Mischung aus Lust und Panik befallen, öffnete ich meine Augen, um die Situation zu überprüfen.

Die Alte und im fahlen Tageslicht schaute sie wirklich alt aus, trug ihren Anorak weiterhin hochgeschlossen. Die braunen Schuhe waren zerrissen, der Rock verwaschen und voller Flecken. Sie entfernte den Schlafsack vollständig von meinem Körper und schaute mich ausdruckslos an, während sie mein erigiertes Glied in die Hände nahm und massierte. Mit dem Hinterteil näherte sie sich meinem Gesicht. Sie hob den Rock hoch und ich sah ihren nackten, ausgemergelten Unterleib. Ekel schüttelte mich. Gleichzeitig



vergrößerte sich mein Geschlecht in meiner inneren Wahrnehmung und füllte mein Inneres vollständig aus. Ich lag da, die Augen geschlossen und konzentrierte mich auf meine sich unaufhörlich erweiternde Männlichkeit. Mit Gewalt versuchte ich, nicht an den gichtigen Körper auf mir zu denken. Ich brauchte keine Entscheidung zu treffen, war Treibgut in diesem Meer aus Ekel und Lust. Mein Körper handelte für mich. Meine Physis steuerte mich, während mein Bewusstsein hilflos die Übelkeit unterdrückte.

Im Hintergrund meines illuminierten Denkvermögens regten sich Zweifel an der Realität der Situation und an der geistigen Gesundheit der Alten, falls sie existierte. Angestrengt verbannte ich die Häresien in eine weit entfernte Ecke meines Selbst, verbarrikadierte mich hinter einer Mauer aus Endorphinen. Nachdem wir lautstark unserer Befriedigung Ausdruck verliehen hatten, brach der Schutzwall ein, hatten die biochemischen Substanzen ihre festigende Wirkung verloren. Ihr vorhin frühlingshafter Geruch war einem ungewaschenen Gestank gewichen und ich musste mich von ihr wegdrehen. Den Konvulsionen der Kopulation folgten die der Nausea. Der Schlaf erlöste mich von dem Zwiespalt aus Lust und Abscheu.



Tag 5 – Sonntag 20. Juni

Als ich aufwachte, war die Frau weg. Keinerlei Indizien belegten die Ereignisse der Nacht. Mein Körper zeigte keine sichtbaren Spuren des nächtlichen Intermezzos und roch wie immer. Im Tageslicht fiel die Erinnerung rasch von mir ab. Unbekümmert packte ich mein Gepäck ein, trank einen Schluck Zitronensaft und machte mich auf den Weg.

Der Rest der Wanderung verlief ereignisarm. Am Nachmittag fing es entgegen der Vorhersage an, leicht zu regnen und ich kürzte die Route ab. Bei meinem Auto angekommen, setzte ich meinen Rucksack ab, um die Schlüssel aus der Seitentasche zu holen. Sie waren sie nicht mehr dort. Nervös durchsuchte ich zuerst ihn gründlich und danach meine Hosentaschen, vergeblich. Die Schlüssel waren fort. Ich fluchte. Den ganzen Weg abzusuchen, würde zwei Tage dauern und wäre wenig aussichtsreich. Wie ein trotziges Kind ging ich zu dem Auto und versuchte, es ohne Schlüssel zu öffnen. Zu meiner Überraschung bewegte sich die Türe tatsächlich. Einer Eingebung folgend, suchte ich das Autoinnere nach dem Schlüssel ab und fand ihn im Handschuhfach. Nie legte ich ihn dorthin.

Bei der Heimfahrt blieb ich im starken Rückreiseverkehr in die Hauptstadt stecken und kam erst gegen neun Uhr zu Hause an.



Angelika 2.0 saß im Wohnzimmer vor dem Fernseher, mich ostentativ ignorierend. Ich wärmte eine Pizza auf und duschte, während der Backofen heizte. Stehend aß ich in der Küche. Einer Eingebung folgend, ging ich nicht in das Schlafzimmer, sondern setzte mich im Wohnzimmer in einen Fauteuil nahe der Doppel-X, nahm ihr die Fernbedienung weg und zippte durch die Kanäle. Das Wesen setzte an, zu sprechen, stoppte mittendrin und ging ihrerseits in unser Schlafzimmer. Nach zwanzig Minuten Kanalwechsel schaltete ich das Gerät ab. Einige Zeit blieb ich sitzen, ließ die Ereignisse der letzten Tage Revue passieren und nickte ein.



Tag 6 - Montag 21. Juni

Als das Sonnenlicht meine Lider benetzte, schreckte ich hoch. Ich lag im Wohnzimmer, mein Rücken schmerzte, die Uhr am Fernseher zeigte 8.14. Zu spät für meinen Dienstbeginn. Kümmerte es mich? Ich war gespalten, Ordnungsreflex versus Neue Lässigkeit. Aus dem Schlafzimmer schlug mir übler Geruch entgegen. Ich hielt den Atem an, holte meine Kleidung und entfernte mich.

Erinnerungen an die letzten zwei Tage zogen vorüber. Was war am Wochenende passiert? Im Rückblick haftete den Ereignissen eine überlebensgroße Bedeutung an. Mir war, als hätte ein dem Schattenreich entlaufener Staubsauger meinen Samen aufgesaugt. Im Gegenzug hatte die Hexe mir übermenschliche Qualitäten verliehen, wie das Drachenblut Siegfried. Der Anblick des alten Körpers der Frau flackerte stroboskopartig vor meinen Augen, mein Glied zog sich unter dem Eindruck der Erinnerung an ihre Zähne zusammen. Mich schüttelnd, blickte ich in das Sonnenlicht, um den Nachgeschmack ihrer Berührungen samt Brechreiz zu vertreiben. Bewusst verlangsamte ich meinen flachen Atem. Augen kurz geschlossen, tief einatmen. Erneut.

Mein Körper entspannte sich, die angezogenen Schulterblätter senkten und verbreiteten sich. Ich schob meine Brust nach vorne und mein Platzanspruch verdoppelte sich. Dieses neue Ich würde



nicht mehr unsicher nach Worten suchen. Sie alle waren meine Diener, geschaffen, mich zu erfreuen. Immer weiter erhob ich den Kopf und breitete die Arme aus, wie ein aus dem Kokon schlüpfender Schmetterling, der sein Raupendasein ablegt. Aus mir war ein neuer Mann geworden, in voller Pracht stand ich da. Eine Kirlianfotografie hätte mich in gleißendes Licht getaucht gezeigt, ein Hochleistungsscheinwerfer inmitten von flackernden Kerzen.

Auf dem Weg zur Arbeit erkannte ich an den Reaktionen meiner Umwelt, dass sie meine Veränderung registrierten. In der dicht gedrängten U-Bahn bildete sich um mich ein menschenleerer Bannkreis. Obwohl ich erstmalig zu spät in die Konsumentenberatung kam, nahm ich mir Zeit, Kaffee zu holen. Diesmal wählte ich die Reihenfolge nach der Oberkleidung der Anwesenden: je kürzer die Wellenlänge der Farben, desto eher durften sie zu mir. Nur bei Orange machte ich eine Ausnahme, der Farbton war mir zuwider.

Kurz vor der Mittagspause kam Nadou in mein Zimmer. Seifig hieß ich sie willkommen: "Hallo Nadou. Wie geht es denn so? Was macht das Handy?" Sie strahlte freudig auf: "Na, so was, Sie können sich an meinen Namen erinnern." Ich hatte nicht einmal den Doppel-X-Gang einlegen müssen, Normalo-Modus mit Autopilot reichte.

"Klar. Jetzt sind wir mal nicht nicht formal. Ich heiße Jo."



Selbst meine Gesichtsmuskeln waren besser konditioniert, das Lächeln wirkte fast echt. Meine weit in den Raum reichenden Flügel wiesen der Nutte den Stuhl zu.

"Hübsch ist das, was du anhast." Lockeres, sehr tief ausgeschnittenes, pinkfarbenes Top. Knapp unter dem Busen abgeschnitten, viel Haut. Mein Soldat stand sofort Spalier. Weit unterhalb des Nabels, der gepierct war, wedelte ein kurzer Rock im gleichen Ton. An den Füßen abgestimmte Lackplateauschuhe. Die Nägel waren pinkfarben, ebenso wie ihr Lidschatten, Lippenstift und Rouge. Nach dem Pink Panther die Pink Pussy. Das Parfum war herrlich animalisch, nicht die Kaugummipampe, die ich erwartet hatte. Erdig, moosig, holzig, wie ein geiler Sarg.

Auf dem Stuhl sitzend beugte sie sich vor, scheinbar etwas am Schuh richtend. Ihr Top hing soweit von ihr weg, dass ich jede Zelle ihrer Nippel abzählen konnte. Dabei musterte sie mich unentwegt. Es machte sie heiß, die Schlampe. Spöttisch richtete sie sich auf. All die schönen Sachen sind nur für wahre Männer, nicht für dich, das war ihre Botschaft!

Das neue Wesen, das ich war, wollte sie. Hier und jetzt; in diesem Zimmer, auf diesem Tisch. Aber etwas stoppte mich. Die Metamorphose war beendet, meine neue Haut jedoch nicht ausgehärtet. An vielen Stellen schimmerte der weichliche, angreifbare Jo durch. Mehrdimensionale Impotenz schränkte mich ein. Hoffentlich würde sich das bald legen.

Betont neutral fragte ich sie: "Womit kann ich dir heute helfen?"



Sie war verunsichert. Woran war sie bei mir? Kurzes Zögern, leerer Blick, wie ein Computer mit voller CPU-Auslastung. Sobald sie sich einen neuen Schlachtplan zurechtgelegt hatte, zwitscherte sie:

"Wissen Sie, ich meine weißt du, ich wollte mich wegen der Handyrechnung bedanken. Ich habe angerufen und den Brief geschickt. Anscheinend ist es jetzt in Ordnung. Meine Eltern haben mir ein Telefon erlaubt, aber nur mit Wertkarte, damit ich nicht soviel telefonieren kann. Das ist vernünftig, nicht wahr?"

"Gib mir deine Nummer. Dann kann ich bei der Telefongesellschaft nachfragen, falls es Probleme gibt." Die Pute zögerte kurz und willigte ein. 'Putana' und 'Pute', war mir nie aufgefallen die Ähnlichkeit. "In ein paar Tagen gebe ich dir Bescheid." Ich reichte ihr die Hand und hielt sie länger als nötig. Nein, es war zu früh. Sie blickte hilflos und ging schnell und wie benommen aus dem Zimmer, ohne sich an der Türe umzuwenden oder zu grüßen. Breit grinste ich über das ganze Gesicht und benetzte meine Lippen.

Ovid hatte sich durchgesetzt, Jo wäre das nie gelungen. Das war es: Meine neue Existenz hieß Ovid! Mein Evolutionssprung hatte sich einen neuen Namen verdient. Scheiß darauf, dass Ovid keine Metamorphosen durchlebt hatte. Er hatte darüber geschrieben. Außerdem war der Name leicht zu behalten. Kurzfristig würde ich den Namen "Jo' nach außen hin weiter verwenden. Innerlich war ich Ovid. Bei passender Gelegenheit könnte ich zukünftigen Vertrauten meinen neuen Namen mitteilen. Aus Jos Dunstkreis hatte es keiner



verdient. Jos Pseudo-Doppel-X sowieso nicht. Ex-Angelika und Ex-Jo, ein Zombiepärchen.

Nach dem Mittagessen nahm ich Frau Malowas verschwörerisch beiseite und bemerkte leise: "Ich habe darüber nachgedacht. Über das, was sie mir über die Garidans-Staubsauger gesagt haben. Vielleicht sollten wir uns einen zulegen. Meine Frau verdient gut, zusammen können wir uns einen leisten. Die Firma steht aber nicht im Telefonbuch. Können sie mir weiterhelfen?"

Frau Malowas blickte angenehm überrascht:

"Der Erwerb von Garidans-Staubsaugern ist eine sehr exklusive Anschaffung. Sie werden die Verkaufsstellen der Firma natürlich nicht im Telefonbuch finden. Die einzige Möglichkeit, einen echten Garidans zu kaufen, ist über persönliche Empfehlung.."

Kritisch musterte sie mich über ihren Brillenrand und mit strengem Ton fuhr sie fort:

"Kann ich mich darauf verlassen, dass Sie ihre kindischen, unreifen Ressentiments überwunden haben? Dass Sie tatsächlich ein Spitzenprodukt der Technik erwerben wollen?"

Meine Worte hatten mich selbst überrascht. Ich wusste nicht, was Ovid beabsichtigte. Er hatte offensichtlich einen Plan, der sich mir bis jetzt nicht erschloss. Wachstumsbeschwerden. Ich nickte eifrig und bemühte mich, demütig auszusehen. Bewusst nützte ich das Image Jos als harmloser, kleiner Idiot. Frau Malowas fuhr fort:

"Ich werde meine Empfehlung an Garidans weitergeben. Wenn die Organisation Sie für würdig erachtet, wird sich ein Repräsentant



mit Ihnen in der nächsten Zeit in Verbindung setzen."

Ehrlich überrascht blickte ich sie an.

"Das verstehe ich nicht, Frau Malowas. Die Konsumenten, die Garidans-Staubsauger gekauft hatten, wurden von wildfremden Vertretern an der Türschwelle angesprochen, ohne den Kontakt initiiert zu haben. Wie ist das möglich?"

Frau Malowas lächelte gönnerhaft:

"Herr Krall, diese Menschen wurden ohne ihr eigenes Wissen vorher weiterempfohlen. Wer zu Ihnen kommt, das sind die Fehler im System. Die Unwürdigen, die zu Unrecht vorgeschlagen wurden. Deswegen ist es so wichtig, genau darauf zu achten, wer durch Garidans-Staubsauger ausgezeichnet werden kann."

Erhobenen Kopfes schritt sie davon. Die Einteilung der Nachmittagskonsumenten führte ich diesmal nach Sympathiewerten durch. Es war eine anspruchsvolle Aufgabe und erforderte Ovids ganze Konzentration und sozialanalytische Fähigkeiten. Innerhalb weniger Sekunden musste ich eine beträchtliche Menschenmenge auf einer Sympathieskala einstufen. Nur wenige der Anwesenden waren sympathisch. Drollige Ratten im besten Fall. Die Mehrheit war schlichtweg verachtungswürdig, unter den Asseln anzusiedeln. Das Ergebnis überraschte mich. Für Jo waren seine Mitmenschen ohne Belang gewesen; automotive Hindernisse auf seinen Pfaden. Interessant lediglich, falls sie Jos Wege verstellten. Erstmalig dachte ich über sie nach.



Ovid hatte einen klaren Blick. Er sah die Realität, wie sie war. Kein Zerrbild seiner Wünsche, keine Projektion. Ovid war aus Platos Höhle getreten, in der sich Jo mit gesenktem Blick versteckte. Dieser verbesserte Mensch New Technology, der Mensch NT, sah mehr als die an die Wand geworfenen Schatten, er sah das Ding an sich. Die Unwissenden in meinem Vorraum waren nicht besser als Jo: Asseln im Staub der Geschichte.

Erkannten meine unbedeutenden Erdgenossen meine Bedeutung? Egal. Was kümmerte den Forscher die Meinung seiner Laborratten? Wichtig war seine Lebensaufgabe, auch wenn sie 10.000 Versuchstiere das Leben kosten würde. In Anbetracht des Entwicklungsunterschiedes zwischen den die Erde weiterhin bevölkernden Neandertalern und Ovid war der Vergleich zwischen Nobelpreisträgern und Mikroben passender. Wann hätte sich selbst ein Neandertaler beschwert, falls ein Wissenschaftler eine Petrischale vernichtete? Neandertaler fußten ihr Urteil in ihrer vorovidischen Beschränktheit auf instinktbasierten, gencodierten Messgrößen wie sexuelle Verfügbarkeit und Kindchenschema. Geschwollene Genitalien und große Augen bestimmten ihr Leben.

Was sollte ich mit ihnen machen? Falsche Frage. Sie waren Nutzwesen, ihr einziger Zweck bestand darin, mir zu dienen wie Legehennen oder Bakterienkulturen. Der Rand der Petrischale trennte mich für immer von ihnen. Über einfache Befehle hinausgehende Kommunikationsanstrengungen waren zum Scheitern verurteilt. "Trink, Friss, Fick", das verstanden sie, mehr



nicht. In Wirklichkeit waren selbst diese Äußerungen überflüssig. Wenn ich ihnen Wasser, Essen oder erregte Artgenossen in die Zellen würfe, würden sie folgsam der entsprechenden nonverbalen Aufforderung nachkommen. Arrogante Bakterien waren sie, nicht mehr.

Jo hatte mit null Interesse an seiner Umwelt in seiner Einzelzelle gehockt. Ovid war anders, war sozial. Jo hätte keinerlei Probleme gehabt, zurückgebliebene Neandertaler auf seiner Entwicklungsstufe zu finden. Ovid wusste nicht einmal, ob seine Äquivalente existierten. War er eine einmalige Mutation oder ein unvermeidbarer Schritt auf dem Weg aus der Tierwelt?

Was wusste ich über die Existenz anderer NTs? Mit ziemlicher Sicherheit waren sie, wenn sie existierten, eine verschwindend kleine Minderheit. Persönlich kannte ich keinen bewusst. Folglich war ich auf die Transmissionsmechanismen der Neandertaler angewiesen. Ich musste Informationsmedien durchforsten, um von Neandertalern verfasste Wahrnehmungen des NT'schen Wirkens zu finden. Zurück in Platos Höhle, ich konnte ihr nicht entfliehen. Was würde Jo über Ovid schreiben? Was fiele Neandertalern an NTs auf? Es erinnerte mich an die Frage, wie ein zweidimensionales Wesen ein dreidimensionales beschreiben würde: eindimensional.

Vielleicht sollte ich zu dem Vergleich Forscher – Versuchstier zurückkehren. Wie würde eine Laborratte einen Laborhelfer beschreiben? Während des Experimentes erschiene er als wohlwollend und fürsorglich, denn er ernährte sie und sorgte für



angenehme Temperaturen. Gelegentlich wäre sein Verhalten unverständlich, wenn er der Petrischale unbekannte Substanzen zuführte. Über seine Grausamkeit, die Kultur am Ende des Versuchs mittels Desinfektionsmittel zu töten, konnte mangels Überlebenden keiner berichten. Für die Mikroben war der Laborant allmächtig, grausam, liebevoll, fürsorglich und nicht nachvollziehbar in seinen Handlungen. Für Versuchstiere war es zweckrational, ihn mit Respekt und Aufmerksamkeit zu behandeln. Beißende Ratten wurden als erste am lebendigen Leib ohne Betäubung aufgeschnitten.

Die Charakterisierung traf auf zwei Gruppen zu: Despoten und Götter. Ein Despot war kein höheres Wesen, sondern ein Primus inter Pares, dem es gelang, die gesellschaftliche Organisationsstufe und die Gunst der Stunde optimal zu nutzen. Er war der Alphapavian, der alle Weibchen besteigen konnten, aber definitiv keine neue Evolutionsstufe. Seine Kinder waren genauso beschränkt wie die anderen, keine NTs.

Blieben die Götter als mögliche NTs und potenzielle Ovids. Hier passte die genetische Komponente: Die Kinder von Göttern unterschieden sich in den Mythen substanziell von anderen Menschen. Die Ahnung der Möglichkeit eines NTs fand sich bereits in den Steinzeitkulturen. Die Wahrnehmung der Götter, der NTs, war unvermeidbar geprägt durch die Perspektive der Plato'schen Höhlenmenschen, der Neandertaler. In der Steinzeit waren die Götter folglich Riesenbären und fette Frauen mit tausend Brüsten.



In der Antike ähnelten sie den Angehörigen der Königshäuser. Seit der Erfindung des unumschränkten Herrschers in Ägypten hatte sich der Monotheismus durchgesetzt. Nach des Pharaos Ebenbild schufen die Israeliten IHN. GOTT war der Laborhelfer der Mikroben in der Petrischale.

Wussten die Israeliten wirklich etwas? Oder hatten sie nur fantasiert? Vielleicht hatte Moses in der Wüste eine Erleuchtung gehabt, vielleicht nur einen Sonnenstich. Trotzdem: Hier begann die Spur. War der von Jesaja 730 v. Chr. vorhergesagte Messias in Wirklichkeit der erste NT? War das die Basis des Christentums und der geheime Hintergrund der jüdischen Kabbala und des Golems? Hatten islamische und christliche Mystiker davon erfahren und versucht, durch alchemistische Bemühungen ein Gegengewicht zu setzen? War der Stein der Weisen, der Versuch, NTs durch frühe Gentechnologie zu erzeugen? War dies das innerste Geheimnis der Freimaurer: der Versuch, den NT zu erschaffen?

Oder waren dies verzweifelte Bemühungen von Neandertalern, die echten NTs nachzuäffen und folglich zum Scheitern verurteilt? Wie Affen, die auf eine Computertastatur schlugen und dennoch nicht das beste Bananenshakerezept googeln konnten. Es war den Affen genetisch nicht möglich, ihre Gattungsgrenzen zu überspringen. Genauso wenig wie es den Neandertalern gelingen konnte, NTs zu werden. Nur ich selbst war auserwählt worden. Warum und wie, das konnte ich nicht erklären. Wo sollte ich andere NTs finden? War ich zu einem Leben in Einsamkeit verurteilt?



Die Neandertaler meldeten sich. Klopfen an meiner Bürotür. Seit mein letzter Konsument vor einer Stunde das Büro verlassen hatte, war ich gesessen und hatte vor mich hin gebrütet. Routiniert und ungeduldig waltete ich meines Amtes. Etwaige Kritik an der langsamen Abwicklung und meiner Weiterbildungspause erstickte ich im Keim. Nach der Arbeit ging ich in mein Fitnesscenter Gewichte stemmen. Es war unbefriedigend. Für den dumpfen Jo hatte die primitive Tätigkeit gereicht, Ovid brauchte geistige Kost. Meine Synapsenspalte, von ihren Verkrustungen befreit, klapperten begierig. Die Neuronen in brachliegenden Teilen meines Gehirns knüpften neue Verbindungen und ein Heißhunger auf geistige Kost durchdrang mich. Heute war es zu spät, morgen würde ich mein Wachstumsprogramm fortsetzen.

Zu Hause angekommen fand ich das Simulacrum von Jos Frau vor. Es saß telefonierend im Wohnzimmer. Als es mich sah, verabschiedete es sich von seinem Gesprächspartner (Corinne?) und legte auf. Nervig, mit diesem Plasmaklumpen wortlos unter einem Dach zu wohnen. Ich erinnerte mich an die Bedienungsanleitung. Dem Ding waren meine Handlungen natürlich egal, aber ich wollte keinen Verdacht erregen. Es sollte nicht wissen, dass ich die Auswechslung bemerkt hatte. Mein Körper setzte sich neben die Pseudo-Doppel-X und nahm ihre Hand. Mein Mund schlug Versöhnung vor und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange.

Es war zuerst sprachlos. Sein Körper sperrte sich, doch es erinnerte sich an die Regeln. Um sich zu tarnen, wurde es weich und



kuschelte sich an mich. Nach einigen Minuten leisen Geplauders endete in dem Arbeitsspeicher des Gerätes das Schmuseprogramm. Es folgte das Sexprogramm, wie bei einer Waschmaschine das Schleudern auf die Hauptwäsche. Fast hätte es sich verraten, denn es zog sich etliche Meter von mir entfernt aus. Sobald es sich an den Zweck der Entkleidung erinnerte, wendete es sich mir pflichtschuldig zu. Die volle Wucht des von ihm ausgehenden Gestanks traf mich. Schnell schloss ich meinen Mund und hielt den Atem an. Wie zwei irrsinnige Roboter wackelten, stießen, griffen, geiferten, spritzten und saugten wir. Die ganze Zeit sah ich uns von außen zu. Die Geräusche der Doppel-X waren perfekt mit dem jeweiligen Programmabschnitt synchronisiert. Geübt täuschte sie eine Frau vor, die einen Orgasmus vorspielt, doppelte Blendung. Mein Körper sah lächerlich aus, als er kam. Mir ekelte vor den beiden.



Tag 7 - Dienstag 22. Juni

Beim Aufwachen ergriff mich Übelkeit. Der Geruch in dem Zimmer war bestialisch. Konnte es sein, dass das Simulacrum Angelikas echten Körper nutzte, der verweste? Lebte ich mit einem Zombie in der gleichen Wohnung? Kritisch musterte ich sie, als sie nackt im Badezimmer stand. Sie missverstand mich:

"Schon wieder? Was ist mit dir los?" Kichern "Na gut ..." Diesmal, dauerte es kürzer. Es gelang mir, wenig an den Geruch zu denken. Die meiste Zeit blieb ich sogar in meinem Körper. Nur am Ende hielt ich es nicht mehr aus. Meine Pobacken sahen von hinten grotesk aus, als mein Körper sich verrenkte.

Vor meinem Büro saßen die üblichen Neandertaler. Heute hatte ich keine Lust, mir ihre ewig gleichen Geschichten anzuhören. Stattdessen surfte ich im Internet. Es war ein frustrierender Vormittag. Nietzsche war das Highlight, der größenwahnsinnige Irre. Ich irrte in den Seitenarmen des Netzes herum, gefüllt mit Verschwörungstheorien, Außerirdischen und paranormalen Aktivitäten. Die meisten schrieben geistlos voneinander ab, zumeist wortwörtlich. Die wenigen Autoren mit halbwegs intakten Gehirnzellen waren Betrüger. Der Rest wäre in einer steinzeitlichen Neandertalerhorde durch seine Dummheit aufgefallen. Entweder war ich der einzige NT oder es gelang den anderen, ihre Präsenz gut



zu verbergen. Ich schüttelte den Kopf. Bald würde ich mich in die Kette paranoider Area 51 Fanatiker einreihen. Die Lösung musste einfacher sein.

Widerwillig wandte ich mich meinen Berufspflichten zu. Diesmal ordnete ich die Konsumenten nach aufsteigender Schuhgröße. Ernst fügte ich hinzu, dass aufgrund der Budgetzwänge der Regierung jeder Besucher nur zweieinviertel Minuten Zeit hätte. Zuerst waren die Neandertaler verwirrt, dann lobten sie die Maßnahme

Beim Mittagessen war Frau Malowas wegen eines Termins im Ministerium nicht anwesend. In mein Büro zurückgekehrt, kontaktierte ich Nadous Mobiltelefonfirma und identifizierte mich als Mitarbeiter der Konsumentenberatungsstelle. Nadous Akte war offen, der Fall nicht entschieden. Das Mädchen hatte sich zu früh gefreut. Auf meine Proteste hin stimmte die zuständige Sachbearbeiterin nach Rücksprache mit ihrem Vorgesetzten mürrisch einer Stornierung zu. Sobald dies geregelt war, rief ich Nadou auf ihrem Handy an. Das Telefon war angeschaltet und sie meldete sich schnell.

"Hallo, hier Nadou."

"Servus Nadou, hier Jo. Ich sprach gerade mit der Telefongesellschaft. Es scheint Probleme zu geben. Wir sollten uns möglichst schnell sehen, um das zu besprechen. Am besten heute noch."



Nadou war überrascht, von mir zu hören: "Meinen Sie, ich meine, meinst du wirklich … Ich dachte, alles wäre jetzt in Ordnung."

Schnell entgegnete ich:

"Wie ich sagte, ich habe gerade mit ihnen telefoniert. Wenn du das aus der Welt schaffen möchtest, sollten wir uns bald sehen."

Sie schwieg einige Zeit und erwiderte:

"Na gut. Aber heute Nachmittag kann ich nicht, da habe ich Unterricht."

Ich war überrascht, dass sie noch zur Schule ging, ich hatte sie als berufstätig eingeschätzt.

"Wann ist die Schule zu Ende?"

"Fünf Uhr dreißig."

"Da haben wir geschlossen. Morgen Vormittag bist du in der Klasse, nicht wahr?"

"Genau."

Ich zögerte wohldosiert:

"Das ist schlecht. Die zuständige Sachbearbeiterin ist morgen Nachmittag beim Arzt und danach auf Urlaub. Laut ihrer Aussage muss dein Fall unbedingt vorher geregelt werden, sonst verpasst sie einen internen Termin. Daher wird sie die Akte morgen Mittag an die Rechtsabteilung weiterleiten. Wenn wir uns heute nicht sehen, geht die Sache zu Gericht und es wird gegen deine Eltern und dich Klage erhoben."

Jetzt klang Panik in ihrer Stimme mit:



"Das darf unter keinen Umständen passieren, meine Eltern bringen mich um."

Zögern, eine Idee.

"Kann ich vielleicht ausnahmsweise nach der Sprechstunde zu Ihnen, … zu dir kommen?"

Ich erwiderte distanziert:

"Das Büro ist ab fünf Uhr versperrt. Für Nicht-Mitarbeiter ist der Aufenthalt um diese Zeit untersagt."

In flehendem Ton beschwor sie mich:

"Bitte, bitte, nur dieses eine Mal. Ich wäre dir wirklich sehr, sehr dankbar."

Ich hatte sie da, wo ich sie haben wollte:

"Wirklich sehr, sehr dankbar?"

Sie stutzte kurz, um wissend zu bestätigen:

"Sehr, sehr, sehr!"

"Gut. Sei pünktlich um sieben Uhr bei der Eingangstür. Gib acht, dass dich keiner sieht. Sonst kann ich dich nicht in das Haus lassen, das würde mich meinen Job kosten."

Der Nachmittag verging im Flug und ich war bester Stimmung. Als ich um 5.30 Uhr das Büro wie immer verließ, ging ich nicht nach Hause, sondern in den nächsten Supermarkt. Ich kaufte zwei Flaschen Sekt, Wodka und eine Packung Kondome, begab mich in einen Park und genoss die nachmittägliche Junisonne. Um sechs Uhr dreißig betrat ich wieder die Konsumentenberatungsstelle und sperrte das Haustor mit meinen Schlüsseln auf. Alle Mitarbeiter



waren gegangen. Aus Kostengründen gab es weder Nachtwächter noch Alarmanlage. Nachdem ich den Sekt in das Tiefkühlfach des Eisschranks gelegt hatte, durchsuchte ich das Gebäude. Wir waren ungestört.

Kurz vor sieben Uhr vermeinte ich, einen schwachen Geruch zu vernehmen. Ich schnupperte. Tatsächlich, es roch leicht nach Frau, nach einer sehr aufgeregten Frau. Ich ging aus meinem Zimmer die Treppen hinunter, in Richtung Haupteingang. Die Wahrnehmung wurde mit jedem Schritt stärker und animalischer. Kurz vor der Türe angekommen, hielt ich an, schloss die Augen und atmete tief ein. Die mir entgegenschlagende Feuchtigkeit raubte mir fast den Atem. Ich spürte, wie mein eigener Körper überall reagierte. Schweiß stand auf meiner Stirn, mein Atem beschleunigte sich. Ich musste mich sehr konzentrieren, damit meine Erregung mich nicht voreilig übermannte. Wie ungewohnt. Mein Herz schlug kräftiger als sonst. Es war nicht nur schneller, es war energievoller als früher, Zeichen meiner Metamorphose. Jos Herz hätte der Anstrengung nicht lange standgehalten.

Ich atmete tief ein, dachte an kaltes Wasser und die höchste mir bekannte Primzahl. Bald hatte ich mich soweit beruhigt, dass ich die Türe öffnen konnte. Sie schritt vor dem Haus auf und ab, bemüht, unauffällig auszusehen. Ich zischte ihr kurz zu. Sie sah mich und eilte in den Hauseingang. Schnell sperrte ich zu und führte sie in mein Zimmer, wo ich sie anwies, sich zu setzen. Nervös fing sie an, sich bei mir zu bedanken. Ich hörte ihr kurz zu, dann unterbrach



ich sie:

"Nadou, bevor wir weiter machen, eine gute Nachricht. Ein Kollege hat Geburtstag gehabt und es ist Sekt im Eisschrank. Ich habe mir gedacht, wenn wir so spät hier sind, haben wir wenigstens etwas zu trinken."

Sie erwiderte schüchtern:

"Aber ich trinke nie Alkohol."

"Ach was, heute machen wir eine Ausnahme. Du bist volljährig, zumindest nach Ansicht der Telefonfirma. Ich bringe den Sekt gleich herein."

Ich holte die zwei Flaschen aus dem Tiefkühler in der Teeküche und füllte den Wodka in eine Glaskaraffe. Das alles stellte ich mit zwei Gläsern auf ein Tablett und trug es in mein Zimmer. Dort öffnete ich die Flasche, wobei der Korken an die Decke schoss, abprallte und Nadou nur knapp verfehlte. Sie lachte, jetzt beruhigter.

"Weil du wenig Alkohol möchtest, würde ich dir normalerweise einen Sekt-Orange geben. Leider ist uns der Orangensaft ausgegangen. Daher habe ich in die Karaffe Wasser gegeben, um den Sekt zu verdünnen. Ich trinke ihn lieber pur, für dich mische ich Wasser hinzu."

Mit diesen Worten schenkte ich den Sekt ein und füllte ihr Glas mit dem Wodka aus der Karaffe an.

Sie kostete vorsichtig:

"Puh, der ist ganz schön stark."



Ich erwiderte verächtlich:

"Sei kein Frosch, das bisschen Sekt mit Wasser. So, jetzt stoßen wir an und trinken auf ex."

Tapfer leerte sie ihr Glas in einem Zug. Ich füllte uns nach, wobei ich ihr erneut eine großzügige Portion Wodka zukommen ließ. Wieder prostete ich ihr zu und kippte den Inhalt herunter. Sie versuchte, es mir nachzutun, unterbrach einmal und leerte die Flöte. Sofort goss ich den Rest der Flasche nach und öffnete die nächste. Ihr verabreichte ich die übliche Wodkamischung.

Sie trug eine langärmelige, leichte, weiße Bluse, die nur an einem Knopf vor der Brust geschlossen war. Unter der Bluse glaubte ich, ein türkises Top zu erkennen. Ihre Hose war aus einer elastischen Kunstfaser, dreiviertellang und hauteng. An den Füssen hatte sie hochhackige, schwarze Plateauschuhe, durch dünne Bänder gehalten. Die Konturen ihres Lippenstiftes waren unscharf und das Rouge auf der Wange ungleichmäßig aufgetragen. Die Haare schienen feucht zu sein. Wahrscheinlich war sie vom Turnunterricht hierher gehetzt. Ihr Gesicht war mittlerweile deutlich gerötet und Schweiß begann, ihr auf die Stirn zu treten.

"Mir ist schrecklich heiß. Ich hoffe, es macht dir nichts aus, wenn ich mir die Jacke aufmache?"

"Nein, nein. Sieht uns ja keiner. Außerdem ist es hier wirklich stickig."

Ich hatte mich nicht hinter den Schreibtisch gesetzt, sondern in den Besucherstuhl neben ihr. Lächelnd prostete ich ihr zu und



nahm einen Schluck. Sie hielt tapfer mit, wenngleich mit zunehmend unsicheren Bewegungen.

"Um zur Sache zu kommen. Die Telefonfirma möchte Anklage erheben. Sie sagen, du hättest das Handy betrügerisch erschlichen. Du wärest alt genug, die Unrechtmäßigkeit deines Handelns einzusehen. Sie erklären, dass sämtliche Händler die Anträge nur gegen Vorlage eines Personalausweises akzeptieren. Du hättest den Ausweis deiner älteren, volljährigen Schwester hergezeigt. Deine Eltern wollen sie wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht anklagen. Du könntest dafür in das Jugendgefängnis kommen. Deine Eltern erhalten eine Geldstrafe und miissen die Anwaltskosten zahlen. Von der Summe könnten sie sich ein neues Auto kaufen"

Natürlich hatte die Firma mir das nicht erzählt, aber selbst ein Neandertaler konnte erraten, was passiert war. Entsetzt weiteten sich ihre Augen:

"D-d-d-das darf nicht sein. Das ist entsetzlich. Was kann ich da bl-loß machen?"

Der Alkohol hatte seine Wirkung getan, sie lallte merkbar. Dennoch wollte sie das Glas, das sie in der Hand hielt, austrinken. Fürsorglich nahm ich es ihr aus der Hand. Ein Blick auf die Karaffe zeigte mir, dass sie ein Viertel der Wodkaflasche getrunken hatte. Für jemanden, der Alkohol nicht gewohnt war, war das mehr als genug. Sachte ergriff ich ihre Hand:



"Ich will nur dein Bestes. Du scheinst Alkohol wirklich nicht gut zu vertragen. Ein paar Glas Sekt mit Wasser und ich habe das Gefühl, du wärest beschwipst. Gib her!"

Sie kicherte und ich fuhr fort:

"Die Firma meinte, sie würden von einer Klage absehen, wenn ich mich persönlich für dich verbürgte. Ich sollte ihnen sagen, dass ich dich sehr gut und sehr lange kenne und du bestimmt nicht aus böser Absicht gehandelt hättest. Aber das kann ich nicht. Ich habe dich vor wenigen Tagen das erste Mal gesehen. Diese Lüge könnte mich meinen Job kosten und mir eine Gefängnisstrafe eintragen."

Sie schaute mir tief in die Augen:

"Bitte, bitte! Dieses eine Mal. Sag' halt, dass du mich sehr lange und sehr gut kennst. Das ist dann ein Geheimnis zwischen uns."

Sie tätschelte mein Knie:

"Bitte!"

Als sie sah, dass ich weiterhin reserviert war, zögerte sie kurz, hielt inne und lächelte mit einem Mal schelmisch. Sie kniete sich vor mich auf den Boden, benetzte mit der Zunge ihre Lippen und schob meine Beine auseinander.

"Dann musst du mich ganz schnell sehr, sehr, sehr gut kennenlernen."

Als sie um elf Uhr nach der Zeit schaute, schreckte sie ausgenüchtert auf, zog sich an und eilte nach Hause. Der Doppel-X Roboter simulierte Schlaf. Falls er den mir anhaftenden Geruch bemerkte oder die Bisse sah, die Nadou hinterlassen hatte, zeigte er



dies nicht.



Tag 8 – Mittwoch 23. Juni

Der Rückfall. Mein Körper fühlte sich nach dem Aufwachen anders an. Er kam mir unangenehm bekannt vor, wie eine schlechte Angewohnheit aus der Kindheit. Die Schultern nach vorne gedrückt, mein Kopf mit angezogenem Hals zwischen ihnen versteckt. War ich Jos Meiosepartnerin gegenüber schuldbewusst? Sie war lediglich eine Ersatz-Angelika, kein Mensch, schon gar kein NT. Vergeblich. Ängstlich trollte ich mich aus dem Haus, bevor sie aufwachte. In der U-Bahn drängten sich die U-Menschen näher als sonst an mich heran. Mein Lebensraum war gefährdet, es war, als ob sie meine Existenz kaum registrierten. Schrecklicher Gedanke: Vielleicht hatten sie beschlossen, mir die Existenzberechtigung abzuerkennen und meinen Platz zu annektieren. Das war es: Sie wollten mich und jede Erinnerung an mich auslöschen. Ängstlich drückte ich mich in die Ecke und vermied jeden Augenkontakt. Endlich bei meiner Station angekommen, machte huschte ich mich bückend auf die Straße, wie eine Ratte vor der Katzentüre.

Im Büro gelang es mir nicht, mit den Anwesenden zu reden. 17 Leute, Primzahl. Gut. Keiner mit orangefarbener Kleidung. Gut. Leider vier Bluejeans mit Gürtel. Mein Blick war nach unten gerichtet, die Worte abgehackt, die Syntax inexistent. Ihre Sprache war unverständlich. Ich nahm das Geräusch ihrer Münder wahr,



konnte es aber nicht in Worte transformieren. Mein A/D Wandler war defekt. Meinem Kugelschreiber entflossen Tintenzeichnungen, die sich auf dem Papier festkrallten. Lauter Männchen mit langen Beinen ohne Arme. Kopffüßer. Mit der linken Hand deckte ich das Papier vor den Blicken der Eindringlinge ab. Ich war zweigeteilt, meine Redeöffnung murmelte meinem Gehirn unverständliche Worte. Um eine Antwort auf meine Fragen zu finden, zählte ich die Kuppen der Raufasertapete ab. Sobald der vermutete Wortschwall der Besucher versiegte, brummte ich, stand auf und schüttelte ihre Hand. Zweifelnd blickten mich die meisten an, bevor sie das Zimmer verließen.

Beim Mittagessen kam Frau Malowas kurz an meinen Tisch. Wie durch ein Wunder verstand ich sie. Verschwörerhaft raunte sie mir zu, alle Weichen seien gestellt. Ich möge mich auf eine Begegnung mit einem Repräsentanten des Unternehmens Garidans einstellen.

Am Nachmittag gab es keine Sprechstunde und ich buchte "Zeitausgleich" auf der Stechuhr. Fluchtartig verließ ich das Gebäude, weg von den Geräuschen. Ich musste allein sein. Zu Hause kontrollierte Angelika Schularbeiten. Die U-Bahn brachte mich in einen Vorort. Auf der Fahrt wurde ich nicht ermordet. Das angrenzende Erholungsgebiet war während der Woche menschenleer. Die Panik verließ mich mit jeder Haltestelle mehr. Am Ziel angekommen, stieg ich aus und sprintete los. Die U-Menschen zögerten, das Dunkel zu verlassen. Meinen Vorsprung nutzend, hetzte ich atemlos über die grasbedeckten Hügel. Fünf



Minuten, zehn Minuten. Ich hechelte, Seitenstechen, Schweiß. Stolperte, rollte den Hügel einige Meter hinunter. Kratzte mich an den Büschen auf. Die Kleidung voller Dornen, Grasflecken, Risse. Weiter lief ich, weiter nach vorne, wie ein Lemming. Die Erschöpfung kam vor den Klippen. Keuchend lag ich auf dem grünen Boden, die Augen geschlossen. Es reichte nicht. Der Druck auf meiner Brust war geblieben. Aufstehen, laufen, stolpern, fallen. Wieder auf und vorwärts. Endlich war die Beklemmung weg. Eine Sitzbank, die Einzige weit und breit. Ein Obdachloser lag auf ihr. Egal, ich setzte mich, schob seine Beine zur Seite. Im Schlaf protestierte er undeutlich. Geschlossene Augen, Sterne, kalte Schmerzen in der Brust, Stiche im ganzen Körper. Mein kybernetisches System konnte den Ruhezustand wieder herstellen. Während des Laufes hatte ich Bilder gesehen, Vorstellungen gehabt. Keinen Anblick, den Jo mochte. Er konnte kein Blut sehen. Ovid schon. Ob sie mich einholen würden? Entspannt öffnete ich die Augen. Der Penner stierte mich an. Unrasiert, alt, dicklich, rote Nase, schlechte Haut, alter Mantel, Sakko, mehrere Pullover, Hemden. Wie viele Schichten hatte er an? Alles schmutzig: Kleidung, Zähne, Haare. Ich stand nicht auf. Er murmelte. Die Worte weigerten sich, sich durch sein verfaultes Gebiss zu quetschen. Ich ignorierte ihn, auf meinen defekten Konverter vertrauend. Überflüssigerweise funktionierte er wieder.

"Haben Sie mich gefunden? Und Sie kommen, mich zu holen? Das ist zu spät, ich habe alle meine Karten Rüdiger gegeben."



Sein Lachen war schmutziger als die Kleidung. Es ging in Husten über. Krampfhaft, ein TBC-kranker Kettenraucher klang gesund im Vergleich zu ihm. Sein Akzent deutete auf einen russischen Einwanderer hin.

"Die paar, die er nicht von mir erhalten hat, die sind bei Jesus – Jesus Henriquez. Aber jetzt, jetzt gibt es nichts mehr für Sie."

"Karten. Sprechen?"

"Als ob Sie das nicht wüssten? Warum wären Sie sonst da. In den Ferien bekomme ich nie Besuch. Habe niemandem vor meiner Abreise erzählen können, wohin ich wollte. Viel zu gefährlich. Ich weiß genau, was Sie wollen. Können mich nicht täuschen."

Der alte Mann richtete sich auf der Bank auf. Es war ein lang währendes Unterfangen. Er verbog sich, presste sich an der Lehne hoch, rutschte herum, kniete sich hin, kroch mit dem Oberkörper auf die Sitzfläche wie eine Schnecke und saß endlich neben mir. Ich hatte ihn die ganze Zeit angewidert gemustert und eine Berührung vermieden. Er nahm aus einer Plastiktüte eine Glasflasche und trank gierig. Der Obdachlose schloss seine Augen und schwieg eine Minute. Als sie sich wieder öffneten, spielte ein liebenswürdiges Lächeln auf seinem Gesicht.

"Schönen guten Tag, junger Mann. Kenne ich Sie? Sie müssen entschuldigen, seit einiger Zeit bin ich ein wenig vergesslich. Womit kann ich Ihnen dienen?"



Seine junge Stimme klang glockenhell, die Betonung präzise und deutlich. Die Aussprache gebildetes Hochdeutsch. Keine Spur von einem Akzent.

"Gott. Mensch."

Anerkennendes Nicken, der Connaisseur blickte zufrieden. Er ließ seine Worte wie einen alten Wein auf der Zunge rollen, bevor er sie mir anvertraute.

"Ich sehe es Ihnen an. Es treiben Sie tiefschürfende Überlegungen in mein Sommerdomizil. Was macht den Gott zum Gott und unterscheidet den Menschen von ihm? Das wollen Sie wissen, nicht wahr? Kann der Mensch durch sein eigenes Wollen und Walten im Diesseits zum Gott werden?"

Freundschaftlich schlug er mir auf die Schulter:

"Werter Herr Kollege, als ich in Ihrem Alter war, hat mich diese Frage ebenfalls nicht schlafen lassen. Nach meiner Emeritierung will ich mich ihr stärker zuwenden. Bis dahin bin ich leider gezwungen, meine Zeit mit der leidigen Universitätsbürokratie zu vergeuden. Bis zu meiner nächsten Vorlesung bleiben mir jedoch ein paar Minuten, die ich Ihnen gerne widme."

Dar alte Mann stand leichtfüßig auf und ging mit elegantem Schritt vor mir auf und ab, mit den Händen lebhaft gestikulierend.

"Fangen wir mit den einfachen Fragen an. Was unterscheidet Gott von den Menschen? Antwort: die Tat oder vielmehr die Fähigkeit dazu. Es ist alles eine Frage der Potenz!"

Er kicherte wie ein Pennäler, beruhigte sich, setzte erneut seine



strenge Professorenmiene auf und dozierte weiter:

"Ein Gott ist definiert als ein Wesen, das erheblich mächtiger ist als alle Menschen zusammengenommen. Für die Menschen ist es irrelevant, ob dieser Gott absolut allmächtig ist. Relative Allmächtigkeit reicht. Bleiben wir in einem für unser Verständnis fasslichen Bereich: das klassische Laborexperiment mit Experimentator und Versuchsratte."

Ich wurde stutzig. Wie war das möglich? Der Mann dachte in den gleichen Begrifflichkeiten wie Ovid. Erst gestern hatte er diesen Vergleich verwendet.

Laborratte unbedeutend, "Für eine ist obder es experimentierende Wissenschaftler sterblich ist, seine Frau ihn betrügt und er sich die Anschaffung eines Wochenendhauses nicht leisten kann. Entscheidend ist, dass seine Lebenserwartung die der Ratte bei Weitem übertrifft und es in seiner Macht liegt, das Tier mit Nahrung zu versorgen oder einzuschläfern. Stellen Sie sich vor, es gäbe eine besonders vernunftbegabte Ratte, den Rattus Spinoza, der zur Reflexion über sein Leben befähigt wäre. Für den das Sinnieren über die Rattenphilosophen ist absolute Allmächtigkeit des Wissenschaftlergottes reine Theorie. Sie bleibt ohne Relevanz, da der Wissenschaftlergott der Ratte gegenüber so handelt, als ob allmächtig wäre. Hier treffen sich er Allmächtigkeitsfiktion und Realität. Entscheidend ist die Relativität, ich nenne das "Sonnensteins Spezifische Relativitätstheorie"."

Erneut infantiles Kichern.



"Sie lautet folgendermaßen: Wenn ein Wesen in dem Maß Macht über ein anderes Wesen hat, dass es dessen Leben ohne erkennbare Einschränkungen beenden kann, dann ist die relative Allmacht von der absoluten Allmacht nicht unterscheidbar. Es reicht das Überschreiten eines kritischen Schwellwertes, damit die relative Allmacht aus Sicht des dieser Allmacht ausgelieferten Wesens absolut wird. Das lässt sich übrigens mit der Newton'schen Infinitesimalrechnung schön mathematisch darlegen."

Er unterbrach seine Darlegungen, um sich auf ein Bein zu stellen. Das andere streckte er nach hinten aus, beugte sich mit dem Oberkörper nach vorne und breitete seine Arme aus wie ein Vogel im Segelflug. Er zog sie wieder an, gackerte intensiv und sprang nach vorne. Mit einer eleganten Pirouette wendete er sich mir zu:

"Aus dem Sichtwinkel der Ratte ist die alles entscheidende Frage, ob sein Machthaber proportional zur Ratte selbst ein relativer oder absoluter ist. Sollte er ein absoluter Machthaber sein, dann ist er vom Rattengesichtspunkt her als Gott zu behandeln. Wenn der Erwartungswert der Einschränkung seiner Macht durch andere Götter gering ist, sei es, weil diese wenig Macht haben, sei es, weil sie wenig aufmerksam sind, dann hat er einen hohen Gotteskoeffizienten. Ist die Einschränkung groß, ist der Gotteskoeffizient gering. Der Gotteskoeffizient ist folglich umgekehrt proportional zur tatsächlichen Machteinschränkung durch andere Entitäten.

Für den Rattenphilosophen ist diese Unterscheidung bedeutsam,



da er möglicherweise nicht vom Versuchsleiter betreut wird, sondern von einem Laborhelfer. Der Laborhelfer ist realiter nicht Er verpflegt unsere Ratte ändert allmächtig. und Versuchsanordnung, aber handelt im Auftrag, ohne eigenes Ermessen. Für die Ratte ist der Unterschied schwer wahrnehmbar, doch entscheidend. Im Falle eines Laborhelfers mit geringem Gotteskoeffizienten ist es nicht erforderlich, diesen anzubeten und ihm Opfer darzubringen. Sollte die Ratte dieser Pflicht nicht nachkommen, ändert sich am Verhalten des Laborhelfers nichts. Eine sich dessen bewusste Ratte kann den Freiheitsgrad ihres Daseins erheblich erhöhen. Sie kann den Laborhelfer in den Finger beißen und auf ihn urinieren. Der Laborhelfer ist machtlos, sein Verhalten gegenüber der Ratte wird vollständig durch den Willen des wahren Gottes, des Versuchsleiters, bestimmt. Dies impliziert eine effiziente Aufsicht durch den Versuchsleiter, bei der "versehentliches" Töten eines Versuchsobjektes durch Laborhelfer voraussichtlich sanktioniert wird.

Ein radikaler Rattenphilosoph wird folglich die Möglichkeit der eingeschränkten Allmächtigkeit genauso ins Kalkül ziehen, wie die der de facto Ohnmacht seines Gottes. Mit genügend Paranoia ausgestattet, wird er die fragliche Gott-Entität genau beobachten. Sind Kabel an ihr befestigt oder ein Mikrochip? Hantiert eine Mitratte glucksend an einer Fernbedienung? Hat sich diese zum de facto Gott aufgeschwungen?"



Das war es: Die NTs hielten die Fernbedienungen in ihren Händen, mit deren Hilfe sie den Neandertalern die Existenz der Götter vorspiegelten und deren Handlungen sie gemäß den eigenen Wünschen manipulierten. Ich musste unbedingt eine Fernbedienung finden!

"Woran würde ich eine solche Steuerung erkennen? Oder vielmehr: Wie erkenne ich den Bedienenden?"

Mein Syntaxmodul funktionierte war wieder hochgefahren, der Rückfall ging vorüber.

"Nicht so voreilig. Die Fernbedienung und der damit verknüpfte niedrige Gotteskoeffizient sind lediglich eine kühne Hypothese. Wenn Sie unberechtigt ist, wird Gott dies erkennen und den Häretiker schrecklich strafen. In jeder Kultur gibt es grässliche Geschichten über das Schicksal der Ketzer, die an Gottes Allmacht zweifeln. Die Suche nach der Fernbedienung ist theoretisch verlockend, aber rational unsinnig. Gott ist unsichtbar, daher ist die Chance zur Findung der Fernbedienung unendlich gering.

Außerdem ist der Nutzen aus der gewonnenen Erkenntnis über die Existenz der Fernbedienung zweifelhaft. Stellen Sie sich vor, sie hätten herausgefunden, dass Gott eine Erfindung der Priester ist. Was würde Ihnen das bringen? Sie könnten sich die Zahlung der Religionssteuer ersparen und bräuchten nicht ins Gotteshaus zu gehen. Würden Sie das machen? Ihre Freunde sind dort, ihre Geschäftspartner verabreden sich nach dem Gottesdienst beruflich und Sie? Sie absentieren sich, ihr Ansehen nimmt Schaden. Am



Ende gehen Sie dennoch hin, nur jetzt mit dem bitteren Gefühl der Zeitvergeudung. Kein Gewinn gegenüber dem Status quo. Falls Gott existiert, ist die Strafe für den Frevel gewiss. Es heißt, Gott sei allwissend und die Pein unerträglich."

Er suchte in seinen Taschen, eilte zu einem Abfalleimer und entnahm ihm eine zerknüllte Zeitung. Mit ihr rannte er aufgeregt zum nächsten Baum und legte das Papier auf eine Astgabel, sodass ich es sehen konnte. In der Rechten hielt er eine Kugelschreibermine, mit der er auf die Zeitung schrieb wie auf eine Tafel im Hörsaal.

"Wir haben folgende Parameter:

 $P_{1 \text{ Wahrscheinlichkeit Entdeckung Fernbedienung}} \approx 0,01$

 $U_{1 \text{ Nutzen Entdeckung Fernbedienung}} \leq 1$

P₂ Erwartete Wahrscheinlichkeit Existenz Fernbedienung

 $P_{3 \text{ Wahrscheinlichkeit Bestrafung durch Gott}} \approx 1$

 $U_{2 \text{ Nutzen Bestrafung durch Gott}}$ - ∞

 $G_{\,\,\text{Gesamtnutzen}}$

Das ergibt eine eindeutige Gleichung:

$$G = P_1 \cdot U_1 \cdot P_2 + P_3 \cdot U_2 \cdot (1 - P_2)$$



P₂ misst die Existenz einer Fernbedienung. Falls eine Fernbedienung existiert, bedeutet dies, dass es keinen allmächtigen Gott gibt. P₁ wiederum ist die Chance, dass wir dies erkennen. Aus dieser Gleichung ergibt sich eine Schlussfolgerung. Selbst wenn die Chance für die Existenz eines allmächtigen Gottes nur ein Hundertausendstel ist, gilt:

$$G = 0.01 \cdot 1 \cdot 0.999999 + 1 \cdot (-\infty) \cdot 0.00001 = 0.01 - \infty = -\infty$$

Es gilt für alle $P_2 < 1$ ist $G = -\infty$, d. h., wenn eine theoretische minimale Möglichkeit besteht, dass Gott existiert und relativ allmächtig ist, dann ist es erforderlich, nicht nach der Fernbedienung zu suchen, sondern an Gott und seinen hohen Gotteskoeffizienten zu glauben. Der zu erwartende Gesamtnutzen der Suche nach der Fernbedienung ist unendlich negativ. Selbst wenn Sie an einen besonders gnädigen Gott glauben, dessen Zorn Sie nicht unbedingt verschlingen wird, ändert sich das Bild nicht. Sagen wir, Sie sind Optimist und setzen die Wahrscheinlichkeit einer Bestrafung durch Gott mit nur 0,01 Prozent an. Sie erwarten also mit 99,99 Prozent Sicherheit eine verzeihende Behandlung durch Gott, ein Optimismus, mit dem sie in der Geschichte der Theologie einsam dastehen. Immer noch ist der erwartete Gesamtnutzen der Suche nach der Fernbedienung unendliche Qualen:



$$G = 0.01 \cdot 1 \cdot 0.99999 + 0.0001 \cdot (-\infty) \cdot 0.00001 = 0.01 - \infty = -\infty$$

Der Erwartungswert für Ihren Zweifel an Gottes Allmacht ist in allen Fällen und trotz der verschwindend geringen Chance der Existenz Gottes unendliche Qualen. Fällt Ihnen das Leitmotiv meiner Darlegungen auf? "Zweifel = unendliche Qualen!" Folglich würde kein rationaler Homo oeconomicus an Gott zweifeln, obwohl die Chance, dass er existiert, minimal ist. Es ist diese Gleichung, die allen skeptischen Theologen die große Bürde auferlegt, zu glauben, obwohl es unwahrscheinlich, aber eben weil es nicht unmöglich ist.

Religion ist keine Geisteswissenschaft, hat nichts zu tun mit Sentimentalität und Harfenklängen im Sonnenschein. Heutzutage die meisten sprechen ihr Wissenschaftler sogar Wissenschaftlichkeit ab. Lesen Sie Dawkins! Für den verblendeten Dummkopf steht sie auf einer Stufe mit Astrologie, Kaffeesatz und Roswell. Dawkins schreibt irrationalen Humbug, nicht Theologen, wohlgemerkt. Nüchtern betrachtet ist die Theologie mit beiden Beinen auf der Erde verankerte Naturwissenschaft, mathematisch beweisbar und utilitaristisch notwendig. Der Rest ist Verpackung, notwendiges Übel. Religion ist die süße Hülle der bitteren Pille. Sie erleichtert uns das Einnehmen der erforderlichen Medikamente."

Er stockte in seinen Ausführungen wie eine Maschine, in deren Räder Steine geraten waren. Bewegungslos schloss er stehend die



Augen wie R2D2 nach einem Kurzschluss. Ich berührte ihn am Oberarm und verwirrt richteten sich seine neblig werdenden Pupillen auf mich. Erkennen blitzte kurz auf, erlosch. Ein Stoß und er schüttelte sich. Emsig trank er einen Schluck aus seiner Flasche und fuhr hastig fort, bemüht, in diesem Kurzzeitgedächtnis-Zyklus zum Ende seiner Ausführungen zu kommen.

"Dies ist kein Gottesbeweis, sondern ein Glaubensbeweis. Der Glaube an ein höheres Wesen ist zwingend erforderlich. Die theologische Profession ist die Marketingabteilung des Utilitarismus, eine wechselseitige Versicherungsanstalt gegen den göttlichen Zorn. Die Möglichkeit Gottes zwingt zum gottesfürchtigen Handeln. Lediglich der absolute Glaube an seine Nicht-Existenz ist für Nonkonformisten eventuell mit einem gewissen Nutzen verbunden, denn nun gilt

$$G = 0.01 \cdot 1 \cdot 1 + 0.01 \cdot -\infty \cdot 0 = 0.01$$

Das heißt, unser atheistischer Einzelgänger hat einen leicht positiven Grenznutzen durch die Nicht-Existenz Gottes. Die mögliche schreckliche Strafe im Falle einer Fehleinschätzung wiegt das bei Weitem nicht auf. Nein, Gottesfurcht ist die einzige rationale Verhaltensweise!"

Er war fertig. Auf der Bank sackte er in sich zusammen wie eine von Termiten ausgehöhlte Holzpuppe. Die geleerte Flasche rollte in das Gras. Nun war mein Moment gekommen. Ovid übernahm das



JO KRALL

Steuer. Mit dröhnender, prachtvoller Stimme belehrte er den alten Mann:

"Idiot. Seit Ewigkeiten untersuchst du die Gleichung und verstehst die Lösung nicht. Dabei ist sie so einfach! Schau dir P₁ und P₂ an. Damit misst du in Wirklichkeit die Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes. Wer kann diese Frage beantworten? Wer hat 10.000 Götter auf Ihre Göttlichkeit hin wissenschaftlich untersucht? Niemand! Du misst mit P₁ und P₂ keine absoluten Größen, sondern deine eigenen Vorurteile. Sobald du sie aus der Gleichung entfernst, schaut sie anders aus:

Wenn gilt, dass:

$$P_1 = P_2 = 1$$

Dann folgt daraus, dass:

$$G = 1 \cdot \infty \cdot 1 + 1 \cdot (-\infty) \cdot (1-1) =$$

$$G = \infty + 1 \cdot (-\infty) \cdot 0 =$$

$$G = \infty + 0 =$$

$$G = \infty$$

Was sagst du dazu? Wenn Gott existiert, hast du Pech gehabt. Wenn nicht, oder wenn er dich nicht strafen kann oder will, BINGO! Du hast den Haupttreffer gezogen! Jetzt bist du Gott. Genauer gesagt hat dein Gotteskoeffizient relative Göttlichkeit



erreicht. DEIN ist die Fernbedienung, DEIN Wort ist Gottes Wort, DEIN Reich ist gekommen, DEIN Wille wird geschehen!"

Entsetzt öffnete der Mann seine Augen. Vergeblich versuchte er, meinen Mund mit seinen schmutzigen Händen zuzuhalten.

"Welch unsinniger Frevel. Aus Ihren Worten spricht Anmaßung, nicht Überlegung."

Ein Neandertaler, der über den Rand seiner Höhle geschaut hatte. Fremdschämen ist angesagt. Nein, das passt nicht zu Ovid. Weg mit dem Müll!

"Schlappschwanz. Schau meine Hände an. Siehst du die Fernbedienung? Mit offenen Augen könntest du deine eigene erkennen. Aber du bist zu feige."

Ich lächelte selten, vielmehr Jo hatte selten gelächelt. Die Steuerung und Koordination der erforderlichen Muskeln fiel ihm schwer. Ovid war anders. Amüsiert betrachtete er den senilen Professor und erklärte feierlich:

"Heute erklimmst du den Zenit deiner wissenschaftlichen Laufbahn. Du wirst Bestandteil eines Experiments sein, das die Existenz Gottes wissenschaftlich unantastbar widerlegen wird. Das war die gute Nachricht. Die Schlechte: Du wirst nie wissen, wie es ausgegangen ist. Jetzt schau auf meine Hände, wie sie die Fernbedienung betätigen."

Ich grinste zufrieden. Erstmals in meinem Leben hatte ich etwas Komisches gesagt. Jo hatte Witze nie verstanden, sie hatten ihn nur verwirrt. Ovid sah sich um und mit einer schnellen Bewegung



stülpte er dem alten Mann mehrere seiner Kleidungsschichten über den Mund. Leider war das Experiment nicht so würdevoll, wie Ovid es beabsichtigte. Es gab Geräusche, Zuckungen, selbst Winde und Flüssigkeiten aus dem Leib des Versuchsobjektes. Abgesehen von diesen Nebenerscheinungen war es ein voller Erfolg. Kein Donner, kein Blitz, kein Windstoß, nicht einmal ein armseliger Passant ließ sich blicken. Als wir fertig waren, sah ich auf den Leichnam, dessen Mund Ovid am Ende wieder freigelegt hatte.

"Kein Mensch wird einen Streuner obduzieren. Ich habe ungestraft einen Mord begangen. Falls du recht hast, hat Gott keine Wahl. Wenn er existiert, ist die Konsequenz für mich die Bestrafung durch ihn. Aussatz, ewige Hölle, Fegefeuer, was dir Spaß macht. Tritt das nicht ein, ist die Hypothese H₁, die Existenz Gottes, falsifiziert. Im Umkehrschluss folgert daraus, dass die Hypothese H₂, Ovids Eigentümerschaft der Fernbedienung, verifiziert ist. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht."

Amüsiert schaute ich auf den Himmel und musterte meine Fingernägel.

"Gott, ich warte. Was ist los? Schläfst du? Oder putzt du gerade das Laborklo?"

Nichts. Die Sonne schien weiterhin friedlich, der Wind wurde nicht stärker, kein Vorhang zerriss. Es war ein angenehmer Frühsommertag. Nach fünf Minuten wurde ich ungeduldig. Dem Leichnam erging es genauso, seine Transparenz erhöhte sich zunehmend. Bevor er ganz verschwand, verabschiedete ich mich



DIE KATASTROPHALE METAMORPHOSE DES OVID

Richtung Station. Lauthals trällerte ich "I'm singing in the rain". Die Steppschritte gelangen mir nicht, der Luftsprung schon. Gut gelaunt verließ ich das Labor. Zuhause angekommen legte ich mich neben die Ersatz-Angelika und schlief den Schlaf des Gerechten.



Tag 9 - Donnerstag 24. Juni

Angelika 2.0 weigerte sich, aufzustehen. Angeblich ausgefallene Lehrstunden. Im Briefkasten erblickte ich einen Briefumschlag aus steifem Büttenpapier, an mich persönlich adressiert. Innen befand sich eine im Tiefdruck geprägte Einladung ZU selben Nobel. Informationsveranstaltung am Abend Veranstaltungsort: Ein privater Klub in der Innenstadt in bester Lage, um Antwort wurde nicht gebeten. Der Absender war mir unbekannt, sein Beruf war mit Senior Ideology Officer der Firma Garidans angegeben. Ovids Plan schien Erfolg zu haben. Was beabsichtigte er bloß?

Beim Mittagessen zwinkerte mir Frau Malowas zu und raunte im Vorübergehen: "Machen Sie mir keine Schande!" Die Stunden zwischen Büro und Abendveranstaltung verbrachte ich in einem Café auf einer der teuren Promenadenstraßen der Hauptstadt. Vor einem Latte macchiato sitzend, betrachtete ich die Passanten, andere NTs suchend wie ein Blinder, der in einer Viehherde scheckige Kühe identifizieren will. Sinnlos. Welche besonderen Kennzeichen hat ein NT?

Ich verschloss die Toilette und untersuchte mich im Spiegel. Dem Neandertaler Jo sah ich äußerst ähnlich, das war nicht zu leugnen. Im Detail erkannte ich Unterschiede. Der Oberkörper war



geringfügig gerader; der Brustkorb vorgeschoben, der Kopf empor gereckt. Brustkorb, Bizeps oder Trizeps waren nicht muskulöser, meine Genitalien gleichfalls unverändert. Das Profil meines Gesichtes war stärker ausgeprägt, die Backenknochen, die Nase, die Augenwülste und die Kinnpartie plastischer. Meine Augen hatten die stärkste Modifikation erfahren. Das matte, verwaschene Braun war klarer, glänzender und erdiger, die Pupillen schärfer konturiert und verkleinert. Aus Hasenaugen waren Adleraugen geworden.

Der Klub lag im ersten Stock eines klassizistischen Patrizierhauses im Zentrum der Hauptstadt. Der Zugang erfolgte über eine ausladende, repräsentative Stiege, Vorbild aller Neandertalerfernsehshows des Holozäns. Ein muskulöser Anzugträger Ende 20 mit gelierten Haaren und Fotomodellvisage stand vor dem Eingang und musterte mich. Sein abfälliger Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel am Ergebnis seiner Einschätzung. Dummkopf! Nach Vorzeigen meiner Einladung ließ mich der Luxusgorilla wortlos passieren, ohne seine Verachtung zu verbergen.

Der dahinter liegende Vorraum diente in der kalten Jahreszeit vermutlich als Garderobe. Eine langbeinige, junge Frau mit eng anliegendem Rock, einer schicken weißen Bluse und einem unauffälligen Garidans-Sticker darauf trat auf mich zu. Sie lächelte mich weiß-rot an und ich roch ihr Maiglöckchenparfum.

"Herzlich willkommen bei der Garidans-Familie! Wir hoffen, Sie bald ganz in unserem Kreis aufnehmen zu können, Herr …?"Ich



zögerte kurz, dann ließ ich mich herab, ihr gefällig zu sein: "Krall".

"Herr Krall, hier habe ich für Sie einen weißen Aufkleber mit Ihrem Namen, bitte tragen Sie den immer nahe dem Herzen". Sie lächelte routiniert freundlich bei dem kleinen Scherz. "Wenn Sie bitte in den Saal treten würden."

Die Kleine war adrett, appetitlich und makellos sauber. Ihre Unnahbarkeit und glatte Fassade reizten Ovid. Unvermittelt beugte ich mich vor, umarmte sie fest und gab ihr einen Kuss. Zuerst erduldete, dann genoss sie ihn. Als ich sie losgelassen hatte, nahm sie sichtlich in Gedanken meinen Sticker wieder von meinem Sakko, sagte: "Einen Moment", und betrat eines der Zimmer. Zum Sicherheitsmann vor der Tür war sie nicht gegangen. Hatte ich Frau Malowas Schande bereitet? Egal.

Nach zwei Minuten kam sie mit ernstem Gesicht wieder heraus und musterte mich ausgiebig. Sie nahm ein rotes mit Nadel versehenes Plastikschild aus einer neben ihr stehenden Tasche, notierte meinen Namen darauf und befestigte es auf meiner Brust. Verstohlen lächelnd schrieb sie ihre Telefonnummer auf einen Zettel, reichte ihn mir und sprach leise: "Wenn du Zeit hast, ruf mich an. Ich heiße Mireille." Nach einer kurzen Pause fügte sie mit kräftiger Stimme hinzu: "Herr Krall, bitte gehen Sie nicht in den Prunksaal, sondern in den Raum daneben und warten dort."

Es handelte sich dabei um den Vorraum eines Büros, dessen braune, gepolsterte Türen geschlossen waren. Über dem Eingang stand in Stein gemeißelt:



"Nehmet, dann wird euch gegeben; Gebet, dann wird euch genommen."

Ich wartete eine Minute, zwei Minuten, nichts geschah. Schließlich trat ich auf die Polstertüren zu, öffnete sie schwungvoll ohne Anklopfen und trat ein. An einem Schreibtisch saß ein junger Mann, blickte auf seine Uhr, murmelte "140 Sekunden, naja. Wenigstens nicht geklopft." und notierte etwas in einer Akte.

An den Tisch tretend, setzte ich mich auf den Besucherstuhl und sah den Mann erwartungsvoll an. Dieser schwieg, meinen Blick erwidernd. Die nächste Prüfung, Gesprächsmachismo. Wer kann das Schweigen länger aushalten. Aus dem Augenwinkel musterte ich mein Visavis. Der ungefähr 27-jährige trug einen grauen, betont klassisch geschnittenen Einreiher mit Maßhemd. Die Krawatte war unpassend mit schrägen goldroten Streifen. Die Geschmacklosigkeit erweckte den Eindruck des bewusst Gewählten. Nobel-Schule oder Eliteuniversität. Er stank nach altem Geldadel. Ein elektronisches Piepen ertönte. Der Snob wandte seinen Blick ab und drückte auf einen Knopf. Zufrieden trug er in der Akte einen Haken ein.

"So, genug der bürokratischen Spielereien, auf zum Wesentlichen. Sie bemerken, dass sich in diesem Raum kein Garidans-Staubsauger befindet. Stattdessen werde ich Ihnen einige Fragen stellen. Sollten Sie lieber in den großen Saal zu der Verkaufspräsentation gehen wollen, steht Ihnen dies selbstverständlich jederzeit frei."

Ich nickte.



"Hier habe ich Ihren Lebenslauf. Papier ist vertrauensselig. Vielleicht könnten Sie mir in eigenen Worten die Wahrheit erzählen."

Ich unterdrückte die ich einem Frage, warum Staubsaugerverkäufer meine Lebensgeschichte vorbeten sollte. Vor mir saß ein NT, oder zumindest ein Vorbote. Ovid hatte recht gehabt. Wie ein Kamel in der Wüste Wasser hatte er NTs gerochen und diesen Termin herbeigeführt. Statistisch war das praktisch auszuschließen gewesen. NTs waren meiner Einschätzung nach in der Gesamtbevölkerung seltener als Kamele in der Wüste. Wie pflanzten NTs sich fort? Kamel plus Kamel gleich Kamel. Einfach. Neandertaler und NT, was gab das? Das altmenschliche Missbildungs-Gen war vermutlich dominant. Die Bastarde wären zu einem Leben in tierischer Sinnlosigkeit verurteilt. Russisches Roulette für die Eltern. Dagegen war Mongolismus gnädig. Laboruntersuchung, Trisomie 21 Diagnose, gefolgt vom Abortus. Minimiertes emotionales Investment, in sechs Monaten war das Thema beendet. Bei den NTs bedeutete das jahrelanges Warten, tausende Investitionsstunden und ein ungewisses Ergebnis. Außerdem: Wenn es die Geheimgattung der NTs gab, den Homo sapiens neotechnologiensis, warum hatte er nicht offiziell die Weltherrschaft übernommen?

Nein, es war davon auszugehen, dass NTs gekoren, nicht geboren wurden. Meine eigene Fallstudie belegte das. Als gebürtiger Neandertaler hatte ich die die spontane Veränderung, die Genese



des Ovid, erlebt. Im Fall einer Mutation hätte das neue Erbgut von der mutierten Einzelzelle ausgehend chimärenhaft meinen Körper erobern müssen. Ein Prozess, der Wochen und Monate dauert. Bei mir hatte die Metamorphose schlagartig eingesetzt und war innerhalb einer Nacht beendet gewesen.

"Die biografischen Details meiner früheren Existenz sehen Sie in Ihrer Akte. Sie sind irrelevant. Unbedeutend wie die Frage, welche Nahrung eine Raupe zu sich nahm, bevor Sie sich verpuppte. "Warum wählten Sie in Ihrer Raupenzeit das untere Blatt und wechselten auf den kleineren Strauch, während der größere fruchtreicher war? Welchen Trieb versuchten sie, zu sublimieren?" Unsinnige Fragen, Zeitvergeudung. Was wir in früheren Entwicklungsstadien gemacht haben, ist bestenfalls eine Fußnote, kein Gesprächsstoff.

Unsere Entwicklung erfolgt in Sprüngen, vom Baby zum Kleinkind, vom Teenager zum Erwachsenen. Vor Kurzem mutierte ich vom Herdentier zum Leithammel. Ich realisierte, dass ich meinem Leben einen neuen Impuls geben musste. Zu dem Zweck setzte ich mich mit Ihnen in Verbindung. Vorhin hatten sie zu Recht festgestellt, dass ich 140 Sekunden in meiner alten Daseinsform verbracht hatte. Es gibt Rückschläge, keine Frage, aber ich arbeite daran."

Der junge Mann schaute mich ausdruckslos an.

"Da haben wir ja einen Philosophen an Land gezogen. Sie sind Universitätsprofessor? Wanderprediger? Nein, eher Sachbearbeiter



bei einer Konsumentenberatung."

"Was interessiert Sie das Leben der Raupe, wenn Sie mit dem Schmetterling sprechen?"

"Fairer Punkt. Wollen Sie dort weiter tätig bleiben?"

"Die Raupe hat mir kein Kapital hinterlassen, von dem ich leben könnte. Ich werde so lange dort bleiben, bis ich andere Einnahmequellen erschlossen habe."

"Eleganter Übergang. Was wissen Sie über Garidans?"

"Erstaunlich viel. Abgesehen davon, dass ich Ihr Unternehmen über Frau Malowas kontaktierte, kenne ich eine Vielzahl Ihrer Kunden aus meiner beruflichen Tätigkeit. Jedes Mal kaufte ein Kunde einen Garidans-Staubsauger zu einem bemerkenswert hohen Preis, eine Verkettung unvorhersehbarer Umstände trat ein und der Kunde ging bankrott."

"Unvorhersehbar, soso. Sie kennen nur die Geschichte bis zum Bankrott? Und Sie glauben, unser Geschäft wären Staubsauger? Andere Frage: Womit verdienen Fast Food Unternehmen ihr Geld?"

"Sie verkaufen Hamburger, Pizzas und Pommes. Was sonst?"

"Falsch. Das verkaufen sie nur, wenn sie keinen Franchisee finden. Nein, die meisten sind in einem anderen Sektor tätig: Gewerbeimmobilien. Schauen Sie sich die Geschäftsberichte an: Die Bilanzen der Firmen weisen zumeist lediglich einen wesentlichen Aktivposten auf: Immobilien. Wo immer Sie Fast Food-Ketten sehen, können Sie davon ausgehen, dass die



Immobilie dem Franchisegeber gehört, sofern das juristisch möglich ist. Das Geschäftsmodell ist einfach: Finde einen Mieter und hilf ihm, möglichst viel zu verkaufen. Die Miete ist ebenso umsatzabhängig wie die Franchisegebühr. Am Ende des Tages beträgt die Eigenkapitalverzinsung in guten Jahren über 40 Prozent. Perfekt!"

"Sie sind der Frittenkönig der Staubsaugerproduktion?"

"Hinsichtlich unserer ökonomischen Komponente gehen wir einen Schritt weiter. Bei uns werden keine Staubsaugerkomponenten hergestellt. Lediglich das Entwicklungsteam sitzt bei uns, ein notwendiges Übel.

Eines unserer höherrangigen Mitglieder war nach der deutschen Wiedervereinigung bei der Treuhand für die Abwicklung vom ,VEB Staub-Weg' zuständig. Blöder Name, ich weiß. Das war eines dieser kleinen Unternehmen, die aus der Weimarer Republik stammten, ganz hinten im letzten Winkel. Die Kenntnis von seiner Existenz versickerte im DDR-Amtsapparat und so wurde es nie in die großen VolksEigenen Betriebe integriert. Die Firma konnte sich folglich unbehindert von jeder Bürokratie entwickeln und nannte sich zur Tarnung ebenfalls VEB. Fast die ganze Produktion ging in den Westexport. Ein cleveres Jungchen hatte es in den sechziger Jahren geschafft, eine Schweizer Tochterfirma zu gründen. Von da an verwendeten sie überall den Stempel ,Made in Switzerland'. Sie entwickelten eine neue Marke, engagierten die besten Designer aus Italien und den USA und konzentrierten sich auf exklusive



Nischenprodukte im Direktvertrieb. Von den Kunden wusste keiner, dass der vermeintliche Schweizer Luxusstaubsauger in Wirklichkeit ein DDR-Gerät war. Alles erfolgte sehr diskret, in den Auslagen der Geschäfte waren die Geräte dank des Direktvertriebs nie zu sehen. Über die Schweizer Tochterfirma konnte VEB Staub-Weg ungehindert moderne westliche Mikrotechnologie erwerben, vieles wurde am MIT in den USA entwickelt. Die Schweizer Niederlassung kaufte ein und sandte die Komponenten in die DDR zur Endfertigung. Die finalen Produkte wurden wieder in die Schweiz re-importiert und durch eine Schweizer Enkelin verkauft. Das war nicht COCOM-konform, doch niemand beschwerte sich. VEB Staub-Weg in der DDR erhielt Devisen in homöopathischen Mengen, um die Augen der lokalen Bonzen zum Wegsehen zu bewegen. Der Löwenanteil der Gewinne wurde niemals repatriiert, sondern blieb auf den Schweizer Konten.

Den Mitarbeitern von VEB Staub-Weg gelang es, Ausreisegenehmigungen Besuch von Messen im zum erwirken. Die kapitalistischen Westen zuwichtigsten Veranstaltungen fanden zufälligerweise immer in Las Vegas und Monaco statt. Ich sah einige Fotos dieser Tagungen. Mensch, so schön möchte ich es auch einmal haben! Dom Perignon Jahrgangschampagner, dicke Churchills, in jedem Arm eine nackte Schönheit, Butler, Rolls-Royce, Präsidentensuite in Las Vegas und Jacht in Monaco. Vulgär, natürlich, aber so lupenrein neureich, dass man das bewundern muss. Dem Druck der Konten, die sich



unvermeidbar mit den Gewinnen aus dem Staubsaugerverkauf bis zum Bersten füllten, diesem ungeheuren Druck standzuhalten, gelang nur elf Monate im Jahr. Im zwölften Monat, im Ausland, wurde er durch Saufen, Huren, Fressen, Prassen abgelassen. Am Ende stand die totale Erschöpfung der Menschen und der Konten. Ermattet und geläutert entflohen sie jedes Jahr der Hölle der Kapitalisten in ihr kleines Provinzkaff im Paradies der Werktätigen. Daran ist nichts Verwerfliches. Ihre westlichen Kollegen meditierten zur gleichen Zeit in spartanischen Klöstern zum Zweck der inneren Reinigung, die sozialistischen Genossen prassten im Luxus. Der Zweck war der gleiche, die Ausgestaltung wurde durch die äußeren Umstände bestimmt.

Nach der Wende stellte das Management beim Ministerium einen Antrag auf Kauf der Unternehmensanteile, sogar mit Arbeitsplatzgarantie. Der Vorschlag zum Erwerb eines nur halboffiziell existierenden VEBs landete auf dem Schreibtisch eines Mitarbeiters, der wusste, dass seine Tage gezählt waren. Er zeigte keinen übertriebenen Eifer, die Sache zu verfolgen.

Dann kam die Treuhand und dem Ministerium wurde die Befugnis zur Veräußerung von Staatseigentum entzogen. Erneut blieb der Akt auf einem Schreibtisch liegen. Diesmal war es kein Sachbearbeiter, dessen Tage gezählt waren, sondern ein junger Akademiker aus gutem Haus, der stutzig wurde.

Er las den Antrag des Managements und fand in seinen Akten die Beschreibung des VEB Staub-Weg, der zu guter Letzt von den



Mühlen der Treuhand-Bürokratie erfasst worden war. Sein erster Impuls war die Zustimmung. Laut Unterlagen handelte es sich um einen unbedeutenden Lohnproduktionsbetrieb, eine verlängerte Werkbank für westliche Kunden. Seit der Wiedervereinigung war die das währungsbedingte Lohngefälle verschwunden, Zukunftsaussichten für Staub-Weg grimmig. waren Im keinerlei bemerkenswerte Geschäftsbericht waren kaum Patente, lediglich eine verzeichnet. kapitalschwache Vertriebstochter in der Schweiz. In der Rubrik 'Immaterielle Güter' wurde angeführt, dass die VEB Staub-Weg die COMECON-Namensrechte für 'Garidans Staubsauger' innehatte.

Die finanzielle Sorglosigkeit seiner Mutter machte sich bezahlt. Garidans' kannte er, sie hatten einen zu Hause, den ihre Haushaltshilfen bedienten. Er erinnerte sich des Streits, den seine Eltern deswegen gehabt hatten, so teuer war das Gerät, gemessen anderen Staubsaugern, gewesen. Es sogar an war Scheidungsprozess der Eltern aktenkundig geworden. Der Vater hatte den Garidans-Staubsauger als Beispiel für die schlechte Haushaltsführung seiner Noch-Ehefrau angeführt. Dies erwies sich als Fehler. Das Urteil der Richterin, selbst begeisterte Garidans-Besitzerin, sprach der Ehefrau nicht nur die von ihr geforderten Vermögensbestandteile und Alimente zu, sondern erhöhte die Beträge erheblich.

Unseren jungen Mann ließen die Namensrechte nicht ruhen. Er unterbrach den Veräußerungsprozess und recherchierte



VEB Staub-Weg. Sogar zum Werk fuhr er, wobei er - um kein Aufsehen zu erregen – einen Wartburg aus dem Pool nahm, statt seines Mercedes. Dort angekommen blieb er auf einem nahe gelegenen Hügel stehen. Mit einem Feldstecher blickte er durch die erstaunlich sauberen Fenster der Fabrik. Die Maschinen sahen durchwegs ansprechend und in gutem Zustand befindlich aus, Details waren nicht auszunehmen.

Nach dieser erkenntnisarmen Fahrt ließ er sich aus dem Handelsregister Zürich (Stadt) die Jahresabschlüsse der Schweizer Tochter ausheben. Es dauerte einige Wochen, bis er die Unterlagen auf dem Amtsweg erhielt. Er ging in sein Zimmer. Voller Spannung öffnete er das Aktenbündel und blätterte im kurzen Jahresabschluss, der hinterlegt worden war. Die Schweizer Tochter hatte fast keine operativen Kontenbewegungen vorzuweisen. Nahezu kein Umsatz, kaum Kosten, der Gewinn eine schwarze Null. Die Bilanz war klein: ein bisschen Bargeld, keine Schulden und eine kleine Finanzanlage, Buchwert 25.000 Schweizer Franken. Im Anhang stand unter den Kommentaren, dass es sich bei der Finanzanlage um 100 Prozent der Gesellschafteranteile an der Garidans Holding GmbH handle.

Unser vielversprechender junger Mann konnte an dieser Stelle seine Erregung kaum beherrschen. Die nächsten zwei Wochen, 13 Tage genau, waren die schlimmsten seines Lebens. So lange dauerte es, bis die in der Schweiz nachgefragten Jahresabschlüsse der Garidans Holding GmbH bei ihm im Akteneinlauf ankamen. Seine Erwartungen wurden von dem Inhalt der Unterlagen



übertroffen.

Die Garidans Holding GmbH war ein weltumspannender Konzern mit Niederlassungen in allen Kontinenten. Wie er später herausfand, war der Vertrieb ausschließlich über Vertreter organisiert. Die Firma verzichtete auf Werbung. Jeder Kunde, der einen anderen Kunden geworben hatte, erhielt eine kleine, geschmackvolle Anerkennung. Es war nicht genug, um den Vertrieb als Schneeballsystem zu qualifizieren, doch ausreichend, um sich die Loyalität der Kunden zu sichern. Jeder Vertreter war angewiesen, darauf zu achten, welche Aufmerksamkeiten den zukünftigen Kunden besonders erfreuen würden. Es gab moderne Glasvasen, elektronische Gimmicks. strassbesetzte Broschen. Zigarrenschneider und Seidenschals. Nirgends ein weithin sichtbarer Firmenname, diskret war auf jedem Stück kleinstmöglicher Letterngröße "Friends of Garidans" angebracht.

Die finanziellen Resultate, die er in seinen Händen hielt, konnten sich sehen lassen. Die Umsätze waren mit 572 Millionen Franken überschaubar. Der jährliche Gewinn nach Steuern, die sich dank der kooperationswilligen Züricher Steuerbehörde im Rahmen hielten, betrug beachtliche 282 Millionen Franken, rund 190 Millionen Euro. Seit der Wende, wir schreiben das Jahr 1993, hatte sich die Firma explosionsartig weiterentwickelt. Das Management hatte die erleichterten Reisebestimmungen nicht nur zum Feiern genutzt, sondern auch den außereuropäischen Vertrieb richtig aufgesetzt. Mittlerweile konnten selbst die intensivsten Anstrengungen der



Geschäftsführung die Konten der Firma Garidans nicht mehr leeren. Doch wo war das Geld geblieben? Die Bargeldposition des Jahresabschlusses entsprach einer mittleren Vereinsportokasse, nicht mehr. Nach intensivem Studium der letzten Geschäftsberichte enthüllte sich ihm das Rätsel.

1991 hatte die Garidans Holding GmbH mit der O.E.U. Ltd., Sitz in Grand Cayman, einen Akquisitionsvertrag abgeschlossen. Dabei hatte die Garidans von der O.E.U. Ltd. Patente und Technologien um 840 Millionen Franken erworben, über 500 Millionen Euro. Die Kaufzahlung war zur Hälfte in bar erfolgt, der Rest wurde der Garidans Holding GmbH gestundet, wobei 18 Prozent Zinsen pro Jahr verrechnet wurden. Jedes Jahr überwies die Garidans Holding GmbH sämtliche Überschüsse an die O.E.U. Ltd., um die verbleibenden Raten zu begleichen.

Unser junger Mann war nicht dumm und er ahnte sofort, was hier gespielt wurde. Er durchsuchte alle beim Registergericht hinterlegten Schriftstücke, zu denen in diesem Fall der notariell beglaubigte und beurkundete Akquisitionsvertrag gehörte (15 Tage Wartezeit). Als er die Abschrift in den Händen hielt, las er sie sorgfältig durch. Das kostete ihn keine fünf Minuten: Das 840 Millionen Franken Abkommen war lediglich zwei Seiten lang. Beim zweiten Durchlesen wurde er stutzig, legte das Papier weg und Tränen stiegen ihm in die Augen. Es waren keine Schmerzen, die ihn durchströmten, nur unbeschreibliches Glück. Er lachte zunehmend hysterischer, tränenüberströmt, das Gesicht gerötet.



Der Vertrag war abgeschlossen zwischen Garidans Holding GmbH und O.E.U. Ltd., ausgeschrieben "Ossis Enrichment Un Limited". Sie ahnen, was kommt, nehme ich an?"

Die Frage war nicht rhetorisch gemeint. Die lange Eröffnung, die ganze Historie hatten auf diesen Moment hin abgezielt. Es war die Prüfungsfrage, die mein weiteres Leben verändern würde. Ich zögerte nicht und antwortete:

"Ihr junger Mann hätte, wenn er sich nicht sicher wäre, um Amtshilfe in Grand Cayman angesucht. Ohne richterlichen Beschluss wären die Erfolgsaussichten niedrig gewesen. Diesen hätte er in Anbetracht der Faktenlage erwirken können, doch wäre sein Plan dadurch gefährdet worden. Viel eher hätte er einen kleinen Aktenvermerk geschrieben und den einer laufenden Akte beigefügt, die seine Kollegen im Falle seiner Abwesenheit bald öffnen hätten müssen. Mit dem Geschäftsführer der VEB Staub-Weg hätte er einen dringenden Termin vereinbart, ohne den Inhalt zu verraten. Diesmal wäre er mit dem Mercedes gefahren und hätte laut und prollhaft vorher im Gasthaus im Ort ein Bier getrunken. Jedem, der es nicht wissen wollte, hätte er erzählt, wer er sei und was für ein toller Hecht er wäre. Den Geschäftsführer des VEB könne er trotz seiner Jugend herumkommandieren. Ganz Bilderbuch-Wessi, nur um jedem im Gedächtnis zu bleiben."

"Bravo, genauso war es. Nach seinem peinlichen, leider erforderlichen Auftritt in der lokalen Kneipe fuhr er zum VEB und parkte den Wagen so sichtbar und unpraktisch wie möglich. Es war



nur eine Frage der Zeit, bis jemand zu ihm in die Sitzung käme, um ihn aufzufordern, das Auto an eine andere Stelle zu fahren. Dies war seine Sollbruchstelle im Gespräch, seine Möglichkeit, lebend zu entkommen, wenn der Manager unvernünftig wäre.

Nachdem unser junger Mann dem Werkleiter die Geschehnisse der letzten Jahre auf den Kopf zugesagt und einen Vorschlag gemacht hatte, dachte dieser nach. Er ging zu seinem Schreibtisch auf den Knopf seiner steinzeitlichen und drückte Gegensprechanlage. Seiner Sekretärin trug er auf, fünf weitere Kollegen zu holen. Denen erzählte er von dem vorhergehenden Gespräch und fügte hinzu: "Ich hätte ihn hinausschicken können, um mit euch alleine zu sprechen, doch das ist Zeitvergeudung. Früher oder später wird er herausfinden, dass Ossis Enrichment Un Limited uns gehört. Vielleicht hätte es ein bisschen länger gedauert, wenn wir einen anderen Namen gewählt hätten, geändert hätte es nichts. Von den 840 Millionen Franken haben wir 700 Millionen bekommen und unser junger Freund ist nicht abgeneigt, uns den Rest zu zahlen. Das sind insgesamt 140 Millionen pro Kopf, fast 200 Millionen D-Mark (das war vor der Euro Einführung). Steuerfrei, wie ihr wisst.

Wir haben ein paar Möglichkeiten:

1) Wir sagen ihm 'Danke, aber danke nein'. Dann geht er zur Polizei und wir haben die Wahl zwischen Gefängnis und Grand Cayman. Das restliche Geld bekommen wir in dem Fall nicht mehr. Kein Aufwärts- doch viel Abwärtspotenzial. 'Danke nein' gilt auch



für mich.

- 2) Wir bringen ihn um. Schaut nicht so schockiert, natürlich ist das eine Möglichkeit. Wir sind zu sechst und er hat, glaube ich, keine Waffe. Wenn es funktioniert, bekommen wir nicht nur die 840 Millionen, sondern behalten die Firma, die wir um einen Bettel von seinem Nachfolger bei der Treuhand kaufen können. Nachteil: Wir sind Mörder und könnten ertappt werden. Bei sechs Leuten ist das Risiko, dass einer umfällt, groß. Ganz dumm kommt mir der Genosse nicht vor, also wird er zu Hause eine Nachricht über diesen Termin hinterlassen haben. Kurzgefasst: Finanziell können wir viel gewinnen und alles verlieren. In meinem Fall ist es klar: Der Unterschied zwischen einem Vermögen von 140 oder 280 Millionen ist definitiv keinen Mord wert.
- 3) Wir gehen auf seinen Vorschlag ein. Er bekommt eine Kaufoption für den VEB Staub-Weg, die er von uns für unseren Kaufpreis plus 10 Prozent erwerben kann. Gleichzeitig bekommt er von uns eine Finanzierungszusage für den Kaufpreis, rückzahlbar innerhalb von zwei Jahren. Wir verpflichten uns als Team, 12 Monate ab Eigentumserwerb durch ihn als Manager tätig zu bleiben. Im Gegenzug honoriert er den bestehenden Vertrag zwischen O.E.U. und Garidans Holding und zahlt die noch offenen 140 Millionen Franken nach Ablauf der 12 Monate. Die O.E.U. schüttet ihr Kapital an ihre sechs Aktionäre wie geplant zu gleichen Teilen aus. Jeder von uns kann sich danach auf das Altenteil



zurückziehen. Die Sache ist klar für mich: Das ist der beste Vorschlag.

Am Montag stelle ich Antrag auf Scheidung und überlasse meiner Frau großzügig meinen alten Wartburg. Die Plattenbau-Wohnung kann sie ebenso haben wie 2500 Mark Alimente im Monat. Ich lasse es mir in einem Jahr mit meinem Geld und ein paar braunen Schönheiten in Rio gut gehen. Dort kenne ich ein Luxushotel, da kommen nur die geilsten Weiber hin. Wäre das nichts für dich, Horst?"

Die geilen Weiber siegten. Eine Flasche armenischer Cognac wurde geöffnet, dann noch eine. Am Abend waren alle sich einig, dass sie am Montag zum Scheidungsrichter gingen und in einem Jahr begänne in Rio das wilde Treiben. Richtig dankbar waren Sie unserem jungen Mann am Ende, dass er sie gezwungen hatte, ihrem jetzigen Leben als heimliche Millionäre ein Ende zu setzen und den Reichtum bis zum Ende Ihrer Tage zu genießen. Sie konnten nicht wissen, dass dieses Ende wesentlich näher war, als sie erwarteten, aber das ist eine andere Geschichte.

Der Plan wurde fehlerfrei umgesetzt. Es gab keine Gegenofferte, unser junger Mann erstellte eine positive Evaluierung des Kaufangebots und eine Treuhand-Kommission zeichnete die Transaktion ab. Per 1. 1. 1995 war Garidans im Besitz unseres Helden, der kurz vorher seinen stillen Abschied von der Treuhand genommen hatte.

Garidans war schon zu diesem Zeitpunkt ein äußerst



professionell geführtes Unternehmen, mit Sicherheit das profitabelste DDR-Unternehmen überhaupt. Wenn Sie heute über DDR-Erfolgsgeschichten nach der Wende lesen, wird Garidans nicht erwähnt. Der Grund ist einfach: 1995 verkaufte die VEB Staub-Weg ihre Beteiligung an der Garidans zum Buchwert an eine andere Grand Cayman Firma. Diese stand im Eigentum eines Hongkong, Unternehmens in das seinerseits einer liechtensteinischen Stiftung gehörte. Die VEB Staub-Weg ist unabhängiges Unternehmen mittlerweile ein heißt Mitteldeutsche Assemblierungswerke. Garidans ist weiterhin der Hauptkunde. Ein Versuch, die Fertigung nach China auszulagern, war wenig erfolgreich. Die Produktionskosten eines Staubsaugers sind so gering, dass der Aufwand der Qualitätskontrolle die Einsparungsmöglichkeiten weit übersteigt. "Made in Switzerland" trotzdem darauf, da die Wertschöpfung durch den Weiterverkauf sehr hoch und die Steuersätze in der Schweiz sehr niedrig sind.

Die Technologie ist Weltspitze, das Unternehmen ist führend in Artificial Intelligence, Fuzzy Logic und kybernetischer Robotik. Bei Garidans gibt es ein paar klare Vorgaben: Maximiere Handhabbarkeit, Reinigungskraft und Lebensdauer und minimiere Emissionen, Produktionskosten und Gewicht. Das Ergebnis ist ein perfekter Staubsauger. Es heißt, Steve Jobs sei ein begeisterter Garidans-Kunde gewesen und hätte unsere Modellpolitik als Vorbild bei der Neuausrichtung von Apple genutzt.



Wie verkaufen Sie ein perfektes Produkt? Ganz genau, sie vermeiden es. Sobald es in der Auslage steht, in der Online-Preisvergleichsmaschine auftaucht und das ihr primärer Kundenkontakt ist, haben Sie verloren. Das Produkt wird austauschbar und nur der niedrigste Preis zählt. Bei Garidans entwickelten wir daher sehr früh den Communitygedanken. Sie kaufen nicht nur ein perfektes Gerät, sie erhalten Zutritt zu einer anderen Welt, zur Garidans-Familie. Die Mitgliedschaft steht nicht jedem frei. Natürlich ist das Produkt im obersten Preissegment angesiedelt, rund drei Mal so teuer wie Vorwerk. Das ist viel Geld, trotzdem erschwinglich. Es entspricht in den meisten Märkten einem durchschnittlichen Monatsgehalt unserer Kunden. Wer möchte, kann sich das leisten. Zusätzlich bieten wir exzellente finanziell Finanzierungsoptionen für unsere schwächeren Familienmitglieder an; das ist angewandte Solidarität in der Garidans-Familie

Wie bei anderen Familien können Sie nicht einfach beitreten. Sie werden uns nicht im Telefonbuch finden, selbst im Internet existiert fast kein Hinweis auf uns. Kein Händler führt unsere Produkte, Gebrauchtgeräte können Sie ebenfalls nicht erwerben. Ersatzteile werden nur an zertifizierte Familienmitglieder ausgeliefert. Im Fall des Ablebens eines Garidans-Besitzers bieten wir dem Erben großzügige Rückkaufvereinbarungen an. Die einzige Möglichkeit zur Familienmitgliedschaft ist die Adoption.

In Ihrem Fall hat Sie Frau Malowas vorgeschlagen. Sie ist ein



einfaches Familienmitglied mit dem Rang eines minderjährigen Kindes. Sie kann Vorschläge zur Adoption machen, nicht mehr. Evaluierung aller Kandidaten organisierten wir Informationsveranstaltung, zu der Sie eingeladen waren. Anschluss an die Präsentation gibt es gemütliche Cocktails, bei denen unsere Erwachsenen mit den Adoptionswerbern zwanglosen Kontakt aufnehmen. Wenn das Gespräch positiv war, vereinbaren wir einen weiteren Termin unter vier Augen, bei dem die Entscheidung fällt. Wenn sie positiv ist, übernimmt der dabei anwesende Erwachsene in Zukunft die Rolle des Adoptivelternteils. Das neue Familienmitglied beginnt im Rang eines Neugeborenen. Ein Neugeborener kann niemanden vorschlagen und muss sich erst im Familienkreis bewähren. Wenn eine Familie zu groß wird, zieht ein Teil der Familie aus und sucht sich ein neues Zuhause. Dabei stehen die Eltern großzügig mit Rat und Tat zur Seite. Eltern sind Erwachsene, die einen großen Teil ihrer Zeit mit der Erziehung ihrer Kinder verbringen. Das kann - muss aber nicht - eine Ganztagesbeschäftigung mein."

"Sind Sie ein Vater?"

"Nein, ich bin ein Onkel, ich stehe beratend zur Seite. Tatsächlich – und hier biegen wir die Familienanalogie ein wenig – bin ich ein Diplom-Onkel. Ich war auf einer internen Akademie und nach Absolvierung meiner Ausbildung wurde ich ein Onkel."

Der junge Mann schwieg und blickte Ovid wieder an:



"Sie sind zwar kein Akademiker, dennoch könnte ich Sie mir als Onkel vorstellen."

Ovid dachte nach und nickte: "Ich auch."

"Dann werde ich Frau Malowas informieren und ihr sagen, dass sie bis auf Weiteres im Krankenstand sind. Eines unserer Familienmitglieder wird Ihr eine ärztliche Bestätigung geben, da kümmere ich mich darum. Packen Sie Ihre Koffer, morgen früh geht es los. Nehmen Sie Kleidung für mehrere Klimazonen mit, Ihre Ausbildung wird Sie an mehrere Stationen führen."

"Wann werde ich wieder zurückkommen?"

"Das kann dauern. Ihrer Frau sollten Sie noch nichts von Ihrer beruflichen Veränderung erzählen. In Ihrem Fall ist eine Dienstreise wenig glaubwürdig, da müssen Sie exotischere Ausreden erfinden. Berichten Sie von einem im Sterben befindlichen Erbonkel, mit dem Sie bisher zerstritten waren und Ihr deshalb nichts von ihm erzählt haben. Er habe Sie plötzlich angerufen, wolle Sie sehen und vielleicht erbten Sie etwas. Erzählen Sie ihr, was Sie ihr alles Schönes schenken könnten. Kurz gefasst – kaufen Sie sie. Sagen Sie, der Onkel lebe entlegen an einem schwedischen See. Sie können ihr später erklären, Ihr Handy hätte dort ein Funkloch gehabt. Ihr Flug geht über Frankfurt, dort gehen Sie zu dem SAS-Ticket-Schalter, wo für Sie ein weiteres Ticket hinterlegt sein wird."

Abrupt stand er auf. "So das wäre es für heute. Toi, toi, toi."

Zu Hause sprach ich mit Jos Frau und erzählte ihr von einem emigrierten Großonkel, von dem ich seit Jahrzehnten nichts gehört



hätte. Dieser hätte sich bei mir gemeldet, hustend und röchelnd von seinem Lungenkrebs im Endstadium erzählt. Er hätte mich, seinen Lieblingsneffen oder nächsten Anverwandten, hier blieb ich unklar, gerne vor seinem Tod ein letztes Mal gesehen. Angelika war skeptisch. In all den Jahren unserer Ehe hatte sie von diesem Verwandten nie gehört.

"Betrügst du mich?"

"Sicher, ich fliege nach Schweden, damit mir die bekannt brünstigen Blondinen schreiend und ihre großen Brüste entblößend nachlaufen. In der Mitternachtssonne feiern wir Orgien am Strand im Tosen der Brandung. Glaubst du das wirklich?"

"Ein bisschen aufwendig wäre es für einen One-Night-Stand. Woher weiß ich, dass du alleine dort hinfliegst?"

"Einfach, du bringst mich morgen früh zum Flughafen, darum wollte ich dich sowieso bitten."

"Und warum fliegst du zu diesem Onkel, den du das letzte Mal gesehen hast, als du keine zehn Jahre alt gewesen bist?"

"Gute Frage weiß ich nicht genau. Vielleicht weil mich ein Sterbender sehen möchte, vielleicht weil ich etwas erben kann, ich bin mir darüber nicht im Klaren."

"Viel wird das nicht sein. In Schweden geht alles an die Steuer."

"Er soll ein Haus an einem See im Norden haben. Sehr idyllisch, aber komplett abgelegen, nicht einmal ein Telefon. Da könnte ich dich höchstens mit einem Rentier betrügen."



DIE KATASTROPHALE METAMORPHOSE DES OVID

"Naja, vielleicht haben wir in Zukunft wenigstens ein Sommerhaus für unsere Urlaube."

Der nächste Rückfall: Ich behandelte Angelika 2.0 fast wie einen Menschen. Das musste ich ein für alle Mal ändern.



Tag 10 - Freitag 25. Juni

Am Morgen wachten wir früh auf. Im Halbschlaf kuschelte ich mich an Angelika. Der Wachheitsgrad meines Gehirns erhöhte sich langsamer als der meines Körpers. Sobald es den kritischen Punkt erreicht hatte, legte es einen Sprint ein und ich war hellwach. In diesem Bett schmiegte sich nicht der gute, alte Jo an seine gute, alte Angelika. Stattdessen bedrohte eine gefährliche Replika Ovid durch ihre Nähe. Ruckartig rückte ich weg und Wut ergriff mich.

"Pseudo-Angelika, elende Fälschung, du. Ich anständig!"

Das Wesen blickte mich ratlos an. Die Maschine war eine hervorragende Schauspielerin. Erstaunlich, wozu die Technik fähig war. Hollywood-Spezialeffekte in meinem Schlafzimmer. Ohne Spezialwissen hätte ich nie geglaubt, dass unter dem Fleisch Metall lag.

"Du kein Mensch!"

"Jo, das ist nicht witzig!"

"Kann beweisen, brauche Messer."

Auf der Arbeitsplatte der Küche lag ein Fleischmesser, das ich ergriff und mit dem in der Hand ich zum Bett zurückkehrte. Sobald sie uns sah, wollte die Maschine fliehen. Asimovs drittes Gesetz in Aktion. Lächelnd hielt ich sie am Arm fest.

"Lass mich los, bist du verrückt geworden?"



Angst, dass ich sie enttarnen könnte, lag in ihren Augen. Sie versuchte, sich meinem Griff zu entwinden.

"Unter deinem Fleisch, wahres Selbst. Bergbau in dir. Glück auf!"

maschinellem Geschick Mit entzog sie sich meiner Umklammerung, stolperte und fiel hin. Sie verharrte wimmernd in Embryonalstellung. Das Werkzeug weiterhin haltend, stand ich über das Wesen gebeugt. Sollte ich sie vivisezieren und ihr und aller Welt die Wahrheit beweisen? Andererseits, welches Interesse sollte ein NT an der Meinung von Neandertalern oder gar einer Maschine haben? Im Moment war sie dysfunktional, das war nicht gut. Das Messer war ihre Stand-By-Taste. Sie hatte Aufgaben in meinem Haushalt, die erfüllt werden mussten. Andernfalls musste ich sie verschrotten, um nicht für einen nutzlosen Apparat sorgen zu müssen. Um ihre Funktion wiederherzustellen, legte ich das Messer weg und zog sie hoch. Sie aß kein Frühstück, was fair war, sie hatte sich schließlich nicht nützlich gemacht. Stattdessen saß sie am Esstisch, ihre Beine an die Brust angezogen, Arme verschränkt und schaukelte leicht vor sich hin. Die ganze Zeit war sie schweigsam, sprach nur einsilbig auf Aufforderung und vermied jeden Augenkontakt. Einige Steuerungskreise waren offensichtlich im Energiespar-Modus. Clevere Konstruktion.

Ich nahm meinen Koffer und verstaute ihn im Auto. Bei meiner Rückkehr saß das Ding weiterhin am Esstisch. Es machte keine Anstalten, mitzukommen. Ich befahl ihm, sich die Schuhe



anzuziehen. Wortlos gehorchte es und folgte mir zum Auto. Ursprünglich hatte ich die Maschine das Auto fahren lassen wollen, ihrem katatonischen Zustand war daran nicht zu denken. Sie hätte mich gefährdet und Resetknopf sah ich keinen an ihrem Chassis. Daher setzte ich mich auf den Fahrersitz. Entgegen meinem Befehl, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen, legte sie sich unfolgsam auf die hintere Sitzbank. Die Füße der Apparatur waren angezogen, leise murmelte sie vor sich hin. Am Flughafen angekommen, verharrte sie störrisch in der fötalen Position auf der hinteren Sitzbank. Ich legte die vordere Sitzlehne um, beugte mich über sie und schüttelte sie.

"Steh auf, wegfahren, Parkverbot."

Keine Reaktion. Erneut schrie ich sie an. Unverständnis im Gesicht, ein abgestürzter Roboter. Sie versuchte den Reboot und schwankte. Ihre Routine blieb hängen, vorwärts, rückwärts, leichte Kopfdrehung links und zurück. Immer wieder. Ich wurde ungeduldig. Die verdammte Maschine sollte endlich funktionieren. Stoßen, kein Erfolg. Leichte Schläge, nichts. Feste Schläge. Sie begann, sich zu bewegen, blieb stecken. Erneutes vorwärts, rückwärts Schaukeln. Es reichte. Ich schleuderte den Automaten fester als geplant gegen die Türe. Ihr Kopf traf das Glas, es brach nicht. Ihr Blick war glasig. Ein nächster Versuch. Ich blieb mit meiner Hand an ihrer Goldkette hängen und würgte sie unabsichtlich. Sie zeigte endlich eine Reaktion, schob die Kette zurecht und rieb ihren Hals. Wut über die defekte Apparatur



überkam mich und ich versetzte ihr einen weiteren Hieb, dann noch einen. Endlich war der Widerstand gebrochen, sie straffte sich. Ich setzte sie wie eine Puppe auf den Fahrersitz.

Einige Neandertaler hatten meine Aktivitäten gesehen. Sie blickten weg und gingen weiter. Mangelnde Solidarität oder erkannten sie die Fälschung? Die Ersatz-Angelika hatte sogar eine Tränendrüse eingebaut, pervers diese Detailliebe. Ich sah ihr nach, wie sie das Flughafenareal unangeschnallt im Schritttempo verließ. Sie hatte das Ende ihrer Nützlichkeit erreicht. Tief seufzte ich auf. Es war mir peinlich, die Beherrschung verloren zu haben. Das passte nicht zu einem NT, mehr Souveränität war angesagt. Ich musste an mir arbeiten.

Ich checkte mein Gepäck nach Frankfurt ein und wartete in der Abflughalle auf den Aufruf. Die Maschine war pünktlich und bald saß ich auf meinem Platz im Economybereich. Nach einem ereignislosen Flug holte ich mein Gepäck vom Fließband, begab mich wie verabredet zum SAS-Ticketschalter und reihte mich in die Schlange ein. Bevor ich an die Reihe kam, sprach mich ein Mann an, der in der Hand ein Foto hielt.

"Herr Krall?"

"Ja?"

"Kommen Sie bitte mit mir mit. Sie brauchen nicht einzuchecken. Geben Sie mir Ihren Reisepass."

Draußen stiegen wir in ein Auto, einen kleinen Volvo mit deutschem Kennzeichen. "Wir fahren doch nicht mit dem Wagen



nach Schweden?"

Mein Rückfall war beendet, die Normalo-Sprache zurückgekehrt. "Keine Angst, wir haben den Treffpunkt geändert. Keine drei Stunden Fahrt."

Der Fahrer, ein unauffälliger Mann um die 30, Träger eines ebenso unauffälligen Anzugs mit blauer Krawatte, blieb für den Rest der Fahrt stumm. Ich nickte ein und erwachte erst beim Stehenbleiben des Fahrzeugs. Wir standen in einem engen Burghof. Das Areal war dreieckig, an seiner Spitze befand sich ein runder Turm. Der Mann sah sich um und verschwand durch eine der auf den Innenhof führenden Türen. Ich war alleine, Vögel kreisten am Himmel. 11 Türen, 34 Reihen mit Pflastersteinen, jede Reihe im Mittel mit 114 Steinen. War das Ergebnis durch 17 teilbar? Schließlich waren wir in Deutschland, 13 entsprach der Schweiz. Natürlich ging das. Wie viele Türen waren verschlossen? Mist, 7. Das war schlecht. Mein Puls beschleunigte sich, zu viele negative Omen. Lungenrasseln, Keuchen, Schweiß. Eng presste ich mich an die Mauern und berührte einen Metallpfeiler. Die Erdung half. Nach Eliminierung der statischen Ladung griffen kybernetische Steuerungsmechanismen in mein System ein und normalisierten es. Ein tiefer Seufzer, umstellen auf Bauchatmung. Erneuter Rückfall. Ich testete mein Sprachmodul und deklamierte:

"Burg Stein. Großer Hof, viele Türen."

Es funktionierte nicht. Erneute Pause, Konzentration.



"Wir befinden uns in einem Burghof aus dem 14. Jahrhundert. Die verspachtelten Wände rahmen ein spätmittelalterlich romantisierendes Areal ein …" Ich verstummte, es klappte. Probeweise lächelte ich. Die meisten Gesichtsmuskeln waren gut koordiniert, lediglich die Augenwinkel machten die üblichen Probleme. Ich musste die Neandertaler genauer studieren. Sie kommunizierten intensiv mit dieser kleinen Fläche, das hatte ich früher nicht realisiert. Wie ineffizient, diese Spezies. Bei einer Körperoberfläche von mehr als 10.000 Quadratzentimetern nutzten sie nur ein Prozent zur emotionalen Informationsübermittlung.

Der Mann kehrte wieder und glaubte, das Lächeln gelte ihm. Ich korrigierte seinen Irrtum nicht. Er ging durch eine unbeschriftete Tür. Das erinnerte mich an eine alberne Show aus meiner Kindheit. Hinter welcher Türe ist die Ziege? Das populärste mathematische Problem seiner Zeit hatte das Fermattheorem übertrumpft, das außer mir ohnehin niemand verstanden hatte. Sollte ich ihm Geld zum Ausprobieren einer anderen Türe anbieten? Endlich kam er zurück und retournierte den Reisepass zusammen mit einem Bartschlüssel an einem voluminösen Holzanhänger.

"Sie haben das Zimmer 9, eigentlich ein Lehrerzimmer, aber derzeit ist die Herberge schwach belegt."

Gute Zahl für ein Zimmer, falls die Türen aus Holz waren. Ich folgte ihm mit meinem Gepäck. Der Raum war klein, kalt und spartanisch ausgestattet. Holztür, Holzbett, grüner Plastikfaltkasten mit Metallgestell, Holzschreibtisch und Stuhl mit Bast-Sitzfläche.



Abgeschlagene Kalkfarbe an den Wänden, Jugendherbergsgrau.

"Dusche und WC sind am Ende des Gangs. Es kann sein, dass wir heute auf Sie zukommen, also bleiben Sie in der Burg. Sollte das nicht der Fall sein, gehen Sie morgen um acht Uhr morgens pünktlich zum kleinen Festsaal. Auf Wiedersehen." Sprach es, drehte sich um und fuhr weg.

Zimmer gleich Gefängniszelle minus Toilette. Meine Gastgeber stürzten sich nicht in Unkosten. Sobald ich das Geräusch des abfahrenden Autos hörte, stand ich auf und öffnete das enge Fenster. In dem Raum war es wegen der meterdicken Wände trotz des beginnenden Sommers kühl. Die Außenmauer hinab blickte ich auf eine verwilderte Böschung und eine öde Umgebung.

Ich ignorierte den Wunsch meines Gastgebers und verließ meine Unterkunft. Die Rezeption war unbesetzt. Laut plastifiziertem Ausdruck an der Wand brachte es die Burg im Zweiten Weltkrieg als Hauptsitz der SS zu zweifelhafter Berühmtheit. Seitdem war es ein Vielzweckbau mit Jugendherberge und Heimatmuseum. Jeden Juni diente es als sonnwendliche Pilgerstätte. Die Möbel waren institutionelle Massenware, in der Speisehalle Plastiksessel, Resopal Heimwerkermarkt-Fliesen. Die überbordende Banalität und den Eindruck, als wäre sie beabsichtigt. Grauen erweckte übertüncht mit Biederkeit, Heinrich Himmler trägt eine Heinz-Erhardt-Maske. Mit spitzen Fingern begutachtete ich die in der Toilette liegende Seife und die Lampenschirme im Vorraum. Das Dorf stellte sich als Schlafsatellit heraus, eine Bushaltestelle war die



DIE KATASTROPHALE METAMORPHOSE DES OVID

einzige Infrastruktur. Verlassene Bauernhöfe und schweigsame Einfamilienhäuser mit leeren Gärten. Unbefriedigt brach ich meinen Ausflug ab und ging ernüchtert in mein Zimmer zurück, wo ich bald einschlief.



Tag 11 - Samstag 26. Juni

Viel zu früh erwachte ich. Angst, ohne Wecker zu verschlafen. Die Gemeinschaftsdusche war menschenleer. Erinnerungen an Jos Schulzeit stiegen in mir auf, anderes Land, gleiches Ambiente. Der Frühstücksraum, der aussah wie das Gemeindezentrum einer Kirche, öffnete um sechs Uhr dreißig. Gierig verschlang ich Brötchen, Käse und Wurst. Der Kaffee war wässerig, aber heiß. Nach der Mahlzeit begab ich mich auf einen Spaziergang. Die Sonne kämpfte vergeblich gegen den Dunst an.

Um Punkt acht Uhr öffnete ich ohne Anklopfen die Tür zum kleinen Festsaal im ersten Stock. Das kleinbürgerliche Wirtschaftswunder-Dekor war dem Raum erspart geblieben. Der Saal war frühbarock; militärisch nüchtern mit Einsprengseln historischen Prunks. Die Wände waren originalbelassen, der Geruch feucht und modrig. An der Mauer hingen Fackelhalter und der Kamin wies Gebrauchsspuren auf. In der Mitte des Raums stand ein Holztisch, umringt von mehreren spartanisch gepolsterten Holzstühlen im spätmittelalterlichen Stil. An der Wand zwischen den Fenstern befanden sich Sessel für die abwesende Dienerschaft.

Ich ging zum Tisch und schüttelte den beiden sich erhebenden Männern die Hand. Der Kleinere, korpulent, Halbglatze mit darüber drapierten Haaren, dunkle Stahlbrille, leichter Pferdebiss,



schlecht sitzender Anzug, blauer Nicki, dunkelblaue Krawatte, schwitzend, sich windend und die Hände aneinander pressend, hieß mich willkommen. Der Andere, groß, hager, in den 50ern, ein Wollsakko ohne Krawatte tragend, gleichfalls Nicki, blieb stumm. Der Dicke hieß Wolfgang, der Dünne N.N. Der eine stand, der andere setzte sich. Pat lächelte unsicher, Patachon blickte ernst.

Ovid nahm Platz, die Freizeitjacke anbehaltend, es war kühl in dem Raum. Pats Mund sonderte Geräusche ab, während Patachon mich weiterhin leichenbitter beobachtete. Pat erinnerte mich an einen Marktstandschreier. Mit verlegenem Lächeln, abgegriffenen Witzeleien, umhüllt von der Aura des Versagens, wollte er Hausfrauen vom Kauf seines Küchengerätes überzeugen. Insofern passte er gut zu der Firma. Vielleicht mehr der Mann für die Diskontlinie, während der andere einzugreifen hätte, falls der Kunde Interesse an der teuren Serie bekundete.

"Vielen Dank, dass Sie zu uns gekommen sind. Es freut uns, Sie als mögliches neues Familienmitglied begrüßen zu dürfen. Unsere Aufgabe hier ist es, Sie auf Ihre zukünftige Aufgabe als Onkel vorzubereiten. Die Ausbildung erfolgt in mehreren Kursen, wobei Theorie und Praxis sich bei uns abwechseln. Dieses Wochenende findet der erste theoretische Teil statt. Abhängig vom Verlauf dieser zwei Tage gestaltet sich der Unterrichtsstoff der nächsten Woche. Wir halten nicht viel von offiziellen Prüfungen. Im Alltag sagt Ihnen niemand: "Wenn Sie dieses und jenes morgen nicht können, werden Sie entlassen." Es geschieht ohne Vorankündigung."



Kurze Pause.

"Ihnen würde das natürlich nie passieren, da bin ich mir sicher." Schmieriges Grinsen. Patachons skeptischer Blick schien anzudeuten, dass ihm das nicht so unmöglich erschien.

"Nein, bei uns ergibt sich das organisch aus Ihrem Gesamtverhalten. Meistens haben unsere Probanden die gleiche Einschätzung wie wir. Die Besten sehen sich meist kritischer, als wir es tun. Am Ende des Tages wissen wir alle, woran wir sind, ohne darüber viele Worte verlieren zu müssen. Es gibt bei uns keine Zeugnisse und keine Prüfungskommissionen, aber auch keine Berufungen, Wiederholungsantritte oder Quotenerfordernisse. Es gibt nur uns drei."

Sein öliges Lächeln beschmutzte meinen Körper. Ich rutschte von ihm weg.

"Zuerst wollen wir Sie kennenlernen. Am Besten erzählen Sie uns über sich. Wir versuchen, zu verstehen, wie Sie Probleme lösen; so ähnlich wie ein Bewerbungsgespräch."

Was wollten NTs hören? Das Leben eines Neandertalers ist eklig, tierisch und kurz. Bald stellten sie kontroversielle und intime Fragen. "Wie masturbieren Sie? Welche Mörder bewundern Sie?" Meine Antworten waren präzise, akkurat und neutral, frei von jeder Gemütsregung. Warum auch? Jo war Vergangenheit. Je mehr sie mich unter Druck setzen wollten, desto gestärkter fühlte ich mich. Wie beim Judo nutzte ich ihre kinetische Energie, transformierte sie und richtete sie gegen meine Inquisitoren. Ihre eigene Kraft wurde



zu ihrem Feind, meine Speicherkapazität hatte kein Ende. Während die beiden Männer schwitzten, stöhnten und erregt aufstanden, um sich kurz darauf erschöpft wieder hinzusetzen, genoss ich die Prozedur. Puls und Blutdruck blieben bei mir im Idealbereich.

Zur Mittagszeit öffneten die beiden eine Campingbox, die in einer Ecke des Zimmers stand. Aus ihr holten sie mehrere in Plastik eingeschweißte Sandwiches und Getränkedosen. Das Essen, bei einer Tankstelle mitgenommen, schmeckte nicht besser, als es aussah. Lediglich die Notwendigkeit einer ausreichenden Kalorienzufuhr ließ mich hineinbeißen. Patachon verzehrte seine Portion nur teilweise, während Pat die in der Kühlbox befindlichen Reste vertilgte. Nach dem Essen nahmen ihre unbeabsichtigten Fragepausen an Häufigkeit zu. Die Talgdrüsen der Männer operierten auf höchstem Aktivitätsniveau, ihre Haare fetteten sich minütlich mehr ein und die Gesichtshaut glänzte. Mir bereitete es Vergnügen.

Unter dem Vorwand eines Toilettebesuches nahmen sie eine gemeinsame Auszeit, um sich zu besprechen. Ich ging in den Hof, der Sauerstoff würde das erhöhte CO₂-Niveau meines Systems normalisieren. Bei meiner Rückkehr registrierte ich die wiedergewonnene Contenance der beiden, sie waren sichtbar erfrischt. Der Hagere setzte an:

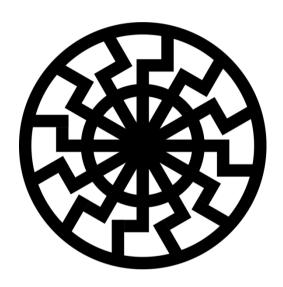
"Der Tag ist fortgeschritten. Wir danken Ihnen für Ihre Unterstützung, die es uns ermöglicht hat, ein klares Bild von Ihnen zu gewinnen. Als Abschluss des heutigen Tages haben wir uns eine



kleine Aufgabe für Sie überlegt, deren Ergebnis wir morgen früh um acht Uhr besprechen können."

Pat übernahm:

"Wir brauchen keine Nobelpreisträger, auch keine Kernphysiker. Wir suchen praktische Denker. Schauen Sie sich diese Zeichnung an und sagen Sie uns morgen, ob sie für uns relevant ist."



Aufmerksam begutachtete ich die Zeichnung. Das Symbol kam mir vage bekannt vor. Die beiden erhoben sich und verabschiedeten sich von mir. Bestand der Sinn des Tests darin, mir eine Aufgabe zu geben, die ich lösen, oder eine, die ich nicht lösen konnte? Ich hätte anstelle der beiden Männer ein Rätsel ohne eindeutige Antwort gestellt, um mir meine Hochmütigkeit auszutreiben. Vielleicht waren sie jedoch weniger an meiner Beugsamkeit als vielmehr an meiner Unbeugsamkeit interessiert, deren Brechung



kontraproduktiv für Ihre Zwecke wäre. Warum hatte ich gerade dieses Zeichen erhalten? Denkbar, dass es in einem Zusammenhang mit dem eigenartigen Bauwerk stand, in dem ich mich befand. Ich nahm den Ausdruck und ging zu der ausnahmsweise besetzten Rezeption. Dort zeigte ich das Symbol her und war überrascht über den abfälligen Gesichtsausdruck der hinter dem Schalter stehenden Matrone.

"Also so einer sind Sie, das hätte ich von Ihnen nicht gedacht. Sie haben vorhin so seriös gewirkt, nicht wie einer von diesen Spinnern."

"Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden. Das Symbol haben mir ein paar Kollegen gegeben und mit mir um ein Bier gewettet, dass ich nicht herausfinde, was das ist."

"Prosit, das Bier haben Sie gewonnen." entgegnete die Wirtin, "Gehen Sie in den Obergruppenführersaal. "Schwarze Sonne", so heißt es."

Ich machte mich auf den ausgeschilderten Weg zu dem berühmtesten Raum der Burg. Das dunkelgrüne Ornament mit einem Durchmesser von fast zwei Metern war in der Mitte der runden Halle in den Boden eingelassen. Der Obergruppenführersaal war eigentümlich, eine Kreuzung aus Tempel und Weißem Haus. Am Boden lagen zahlreiche Polster verstreut. Ob hier in der Nacht Orgien und schwarze Messen abgehalten wurden? Laut der Frau am Empfang wusste niemand, was das Symbol darstellen würde und ob es schon vor der SS-Zeit angebracht worden war. Mittlerweile hätte



es sich zu einem Wahrzeichen der Neonaziszene entwickelt.

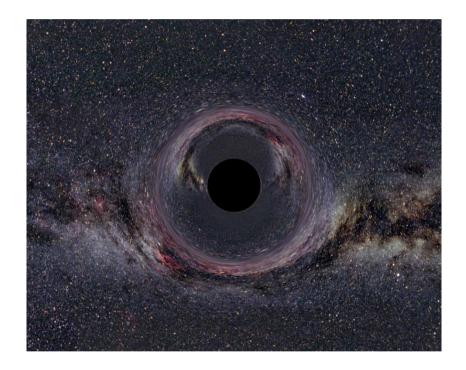
"Wenn einer eine Schwarze Sonne auf seiner Kleidung hat, weiß ich sofort, das ist ein Wahnsinniger. Die meisten sind harmlos, aber es gibt auch andere. Besonders schlimm ist es zur Sommersonnenwende. Vor einer Woche waren sowohl die rechten wie die linken Deppen bei uns. Im Winter ist es zu kalt, da ist es ruhiger."

Mit dem Bus fuhr ich zur nächsten Stadt und suchte das nächste Internetcafé. Eine Stunde Surfen brachte eine Vielzahl illustrer Informationen zum Thema 'Schwarze Sonne' zutage, ohne mir die Antwort auf die gestellte Frage zu geben. Das Symbol war bis zum Ende des Dritten Reichs nahezu unbekannt gewesen. Erst in den 1950ern gewann es an Popularität. Die Ähnlichkeit mit dem verbotenen Hakenkreuz reichte aus, um als Erkennungszeichen der Neonazis dienen zu können. Die Unterschiede ermöglichten eine plausible Verleugbarkeit dieser Affinität Besondere Anziehungskraft übte die Schwarze Sonne auf den spintisierenden Teil der Rechtsradikalen aus, die sich auf das Erbe der Tempelritter beriefen. Was hatte das bloß mit Staubsaugern zu tun?

Vielleicht war der Schlüssel nicht die politische Bedeutung, sondern das Symbol selbst. Was war eine Schwarze Sonne? Ein Himmelskörper, der schwarz schien, war ein Paradoxon. Schwarz ist die Absenz des Lichts. Ein schwarzer Gegenstand kann folglich nicht leuchten. War es eine Negation des Sonnengottes, dessen satanistischer Gegenentwurf? Schwarz als Farbe des Bösen, der



Nacht, des Teufels, des Todes? Mir kam eine Idee. Was passierte mit einem besonders großen Stern? Nach einiger Zeit wurde er von einer Mid-Life-Crisis ergriffen. Er plusterte sich zunehmend auf, verhielt sich erratisch und schließlich fiel er in sich zusammen. Der Überrest hörte auf, zu leuchten und wurde zum schwarzen Loch. Fortan saugte er alle Materie und alles Licht in seiner Umgebung ein, wie ein gigantischer, himmlischer Staubsauger.



Die Analogie war offensichtlich. Garidans war möglicherweise eine Organisation, die als Lichtspender begonnen hatte, mittlerweile jedoch alles vernichtete, was in ihre Reichweite, ihren Ereignishorizont, kam.



In der christlichen Lehre entsprach das Luzifer, dessen Name "Lichtmacher" bedeutet. Später änderte er seine Natur und wurde als "Fürst der Finsternis" tituliert. War Garidans eine Ansammlung spätpubertärer Satanisten? Schrecklicher Gedanke. Ovid war nicht unmoralisch wie Luzifer, er kämpfte nicht als ewiger Teenager gegen seinen himmlischen Vater. Ovid stand über diesen Dingen. Bestand Garidans aus Neandertalern statt NTs?

Es gab einen zweiten Aspekt. Die Schwarze Sonne war als Symbol der SS-Mythologie genutzt worden, allerdings nur auf dieser Burg. Den engsten Kreis der SS, der Zugang zu dem Obergruppenführersaal hatte, einte die Schwarze Sonne. Keine geheime Vereinigung, aber eine Vereinigung mit Geheimnissen. Geheime Gruppen sind in ihrer maximalen Mitgliederzahl eng limitiert. Gruppen mit Geheimnissen können durch große Mitgliederzahlen eine hohe Wirksamkeit erreichen. Der verborgene Aspekt wird nicht kompromittiert, da er sich nur dem engsten Kreis der Mitglieder voll erschließt.

Die zweite Interpretation hatte zu stimmen. Falls Garidans eine satanistische Vereinigung von Neandertalern wäre, könnte ich mit dem nächsten Flieger nach Hause zurückkehren. Garidans hätte den Aufnahmetest nicht bestanden. Träfe die Interpretation mit dem Geheimsymbol des inneren Kreises zu, könnte ich diese Erkenntnis für meinen beschleunigten Aufstieg in der Garidans-Hierarchie nutzen.



Zufrieden stand ich auf, zahlte und ging in Richtung Stadtzentrum. Die Sonne stand bereits tief, es wurde kühl und die Bürgersteige waren voller Menschen, die heimwärts eilten. Ich fühlte, dass mich etwas erwartete. Die Erregung des Jägers durchfloss mich. Eine schmale Gasse führte links von der Hauptstraße weg und ich bog ein. Nach 20 Metern machte sie einen Knick nach links, dem nach wenigen Häusern ein weiterer folgte. Die Geräusche der Stadt verebbten, die Gasse war menschenleer. Bisher hatte der Ort das typisch deutsche Stadtbild aufgewiesen. Fachwerkbauten wechselten sich mit anonymen Betonburgen der Wirtschaftswunderzeit ab, die notdürftig die Karieslöcher der Kriegsjahre verdeckten. Dieser Straßenzug hingegen hatte einen unverkennbar süditalienischen Charakter. Um mich herum tollten wilde Katzen, die den zahlreichen weißen Tauben nachjagten. Aus den offenen Fenstern war Radiomusik zu vernehmen. Die Luft war heiß und von mediterranen Gerüchen geschwängert, selbst eine Prise Seeluft schien ich zu verspüren. Die engen Gassen waren von Wäscheleinen überspannt.

Nach meiner Berechnung hätte ich auf die belebte Straße stoßen müssen, von der ich abgebogen war. Stattdessen stieg der schmale Pfad, der für Autos zu eng geworden war, steil einen nirgends verzeichneten Berg empor. Auf dem Gipfel angekommen, versengte mich die glühende, im Zenit stehende Sonne. Durch die flirrende Luft erkannte ich auf dem Plateau eine weiße Stadtmauer, hinter der sich Palmen erhoben. Meine Schuhe füllten sich auf dem



Weg zu ihr mit heißem deutschem Wüstensand. Die Helligkeit zwang mich, die Augen zuzukneifen. Stolpernd erreichte ich die rote Erde des Stadttors.

Die Pforte war geöffnet, kein Wächter zu sehen. Im Inneren erblickte ich einen Teich, der von reich tragenden Dattelpalmen umzäunt war. Der Aufstieg hatte mich ausgetrocknet und eilig lief ich zu dem Gewässer und trank gierig. Dann blickte ich mich um. Ich sah mit einem Seil festgebundene Kamele lässig kauen. Sie waren gesattelt, trugen hingegen keine Waren. Die Mauer verlief kreisförmig, der Durchmesser betrug nicht mehr als 100 Meter. Die einzige Öffnung war der Eingang, durch den ich gekommen war. In der Mitte der Oase befand sich die Wasserstelle, die von Sand und Dattelpalmen gesäumt war.

Ovid legte sich erschöpft vom Anstieg in den Schatten einer Palme und schlief ein. Leise Stimmen schreckten ihn auf. Zischend flüsterten sie in einer mir unbekannten Sprache. Die Worte wurden schnell hervorgestoßen. Ich roch Feuer und scharf gegrilltes Fleisch. Vorsichtig hob ich ein Augenlid. Mehrere Männer mit bunten Kopftüchern saßen in weißen Umhängen etliche Meter entfernt von mir an einem Lagerfeuer. Sie drehten einen Spieß mit einem gehäuteten Tier, das ich nicht identifizieren konnte. Seine Umrisse flößten mir Unbehagen ein. Der Ton der Männer änderte sich, sie mussten mich gesehen haben. Mein Atem setzte aus. Nach einer Minute führten sie ihre Unterhaltung fort. Sie sprachen gedämpft, als hätten sie Angst, jemanden zu stören. Dabei störte es sie nicht,



gesehen zu werden, sonst hätten sie kein rußendes Feuer angezündet.

Ich setzte mich langsam auf und mit ruhigen, gut sichtbaren Bewegungen, die Arme neben mich haltend, die Handflächen offen nach vorne zeigend, schritt ich zu den Männern. Einer von ihnen gestikulierte kurz in meine Richtung, als ob er einem kleinen Kind bedeuten wollte, nicht zu stören. Hinter den Männern befand sich in einiger Entfernung ein rotes Prunkzelt. Als ich mich ihm nähern wollte, stand einer der Wächter auf. Mit der umgehängten Flinte gab er mir zu bedeuten, mich zurückzuziehen. Sobald ich wieder auf meinem Platz saß, beachteten sie mich nicht weiter. Mein Magen knurrte, aber niemand machte Anstalten, mir eine Portion des rätselhaften Wesens abzugeben.

Gesättigt legten sie sich unter den Palmen nieder und schliefen ein. Lediglich einer blieb mit der Büchse in der Hand im Schatten sitzen. Nach einiger Zeit schien er ebenfalls einzunicken und ich stand vorsichtig auf. Sorgfältig achtete ich darauf, im Sand zu bleiben, um keine Geräusche zu erzeigen. Bei meinem zweiten Schritt schreckte der Mann trotzdem auf und beobachtete mich argwöhnisch. Um meinen Bewegungen einen Sinn zu geben, begab ich mich zu einem entfernt gelegenen Teil der Mauer und erleichterte mich. Ich ließ mir viel Zeit, in der Hoffnung, dass der Wächter einschlafen würde. Vergeblich.

Aus dem Zelt war der Klang eines Glöckchens zu vernehmen. Immer wieder zu mir sehend, rief der Wächter unverständliche



Worte aus. Er stieß einen der schlafenden Männer an, weckte ihn mit einigen Worten und gab ihm sein Gewehr. Entschlossen trat er in das Zelt ein. Ich setzte mich auf meinen angestammten Platz zurück. Aus dem Zelt war nichts zu hören und der Wächter blieb verschollen. Nach einer Weile vernahmen wir erneut das Glöckchen. Der neue Wachhabende weckte einen Kollegen, überreichte diesem seinerseits die Waffe und ging hinein.

Die Zeit verging, nichts geschah. Nur hoch oben am Himmel erblickte ich zahlreiche große, schwarze Vögel, die über uns kreisten. Ich betrachtete das Zelt von meinem Sitzplatz aus genauer. Das Muster des Stoffes hatte nicht die abstrakt geometrische Struktur, die ich erwartet hätte. Der dunkelrote Hintergrund mit den schwarzen Farbpunkten ergab ein gegenständliches Bild ähnlich einem Liechtenstein'schen Siebdruck, nur in viel geringerer Auflösung. Ich versuchte, das zugrunde liegende Motiv zu erkennen. Es gelang mir nicht. Immer wieder fingen die Punkte an, sich zu sammeln und an Sinn zu gewinnen. Letztlich zerstoben sie regelmäßig im farbigen Rauschen.

Zwischen den Palmen lag ein ausgebleichter Tierschädel im Sand. Groß, mit zwei gedrehten Hörnern. Der Wind wehte mehrere vertrocknete, kugelförmige Pflanzenteile an ihm vorbei, wie aus einem Western. Ich schüttelte den Kopf. Auch als frischgebackener NT verstand ich nicht, wie ich mitten in einer deutschen Kleinstadt eine Oase finden konnte, die plötzlich im Wilden Westen lag. Leise aus der Entfernung hörte ich das melancholische Spiel einer



Mundharmonika. ,Das Lied vom Tod'. Das Klingeln des Glöckchens vermischte sich mit der Melodie.

Der nächste Mann stand auf, überreichte seinem Nachbarn seine Waffe und ging in das Zelt. Blieben zwei Wächter übrig. Ich überlegte, was der letzte meiner Aufpasser machen würde, sobald ihn das Glöckchen rief. Er könnte 1a das Geräusch ignorieren. Die teuren Stoffe und das ungewöhnliche Signal wiesen darauf hin, dass sich in dem Zelt eine hochgestellte Frau befand. Ungehorsam könnte für den Betreffenden ernsthafte Unannehmlichkeiten bedeuten, selbst falls er damit seinen Dienstvorschriften gehorchte. Vor meinem Auge erschien das Bild einer hübschen, launenhaften Prinzessin. Sie beschwerte sich bei ihrem Vater über das ungebührliche Betragen und die angedeutete Aufdringlichkeit mit einem hingeworfenen Halbsatz. Keine expliziten Beschuldigungen, keine harten Fakten, nur ein Gespinst aus Blicken, Gesten und Tonfällen. Das sichere Todesurteil für den Wächter.

Alternativ könnte der Wächter 1b mich allein lassen und in das Zelt gehen. Das widersprach allerdings der bisherigen Vorgangsweise. Die Hauptaufgabe der Männer schien es zu sein, auf mich zu achten und mein Eindringen in das Zelt zu verhindern. Ich stellte mir vor, die Prinzessin wäre eine reiche Dame der Gesellschaft. Mit ihrer Stretchlimousine war sie in einem verödeten Slum in Chicago stehen geblieben. Ringsherum Menschenleere, ich, der einzige, höchst suspekte Passant, ein vermeintlicher Crackhead, der an der Straßenecke saß. Die Leibwächter hätten mich keine



Sekunde aus den Augen gelassen. Die Hände nahe der Waffe, jederzeit von mir einen Angriff erwartend, den Versuch, die Autofenster einzuschlagen und der Prinzessin die Handtasche zu klauen. Sie würden mich nicht prophylaktisch erschießen, das wäre übertrieben. Stattdessen würden sie mich verjagen und im Fall des Misslingens kampfunfähig machen.

Das war es, Plan 1c! Bei Gettobewohnern würden sie Drogenkonsum plausibel finden. Welche Laster waren in Oasenslums verbreitet? Ich sah nichts, was drogen- oder alkoholartigen Charakter hatte. Das Nächstbeste nach Morphium war Morpheus. Ich legte mich auf meinen Platz und mimte den Einschlafenden. Die innere Überzeugungskraft meiner Strategie war bemerkenswert, bald lag ich wirklich in tiefem Schlummer.

Erwachend registrierte ich die unverändert im Zenit stehende Sonne. Ich bewegte mich so wenig wie möglich, um meine Wachen nicht zu alarmieren. Ich blinzelte. Sie waren weg, das Zelt sah unverändert aus. Einige Zeit lang lag ich ruhig und achtete auf alle Geräusche und Bewegungen in meiner Umgebung. Es blieb still. Lediglich die am Himmel kreisenden großen, schwarzen Vögel schienen deutlich tiefer zu fliegen.

Natürlich könnte ich in Ruhe aufstehen, die Oase verlassen und in mein Zimmer zurückkehren. Ich wollte nicht, etwas in meinem Inneren hielt mich davon ab. Stattdessen begab ich mich zögerlich zum Zelt. Ich ging sehr langsam. Mein Blick schweifte umher. Wo waren die Männer? Würden sie mich erschießen? Ich erreichte



unbehelligt den Eingang und räusperte mich, zuerst leise, dann lauter.

Kein Geräusch drang aus dem Inneren. Die Vögel näherten sich mir Kreis um Kreis. Deutlich konnte ich die Details ihrer blutbesudelten Körper erkennen. Was hing aus ihren Schnäbeln heraus? Ich zog meine Schuhe aus und trat eilig in das Zelt ein. Es war dunkel und mit etlichen Fackeln beleuchtet. Sobald meine Augen sich angepasst hatten, blickte ich umher. Der Innenraum war erheblich größer, als die Außenmaße hätten vermuten lassen. Ich durchschritt die Eingangshalle. Der Boden war belegt mit dunklen Teppichen. Dunkelrote, alte Polster lagen an der Wand. Die Stoffe schienen ein Muster wiederzugeben, das ich erneut nicht erkennen konnte. Mehrmals hatte mein Unbewusstes eine Ahnung, worum es sich handelte. Jedes Mal tauchte das Wissen wieder ab und hinterließ massives Unbehagen auf meiner Bewusstseinsebene. Etwas an den Bildmotiven war fundamental falsch.

Am Ende der Halle befand sich ein Durchgang, den ich ansteuerte. Weder vernahm ich ein Geräusch, noch sah ich Spuren von Menschen. Auffallend war der Geruch oder vielmehr dessen Absenz. Die Teppiche hätten eine eigene Note abgeben müssen, ebenso wie die Fackeln den fenster- und kaminlosen Raum hätten verräuchern müssen. Nichts dergleichen. Um meine Wahrnehmung kontrollieren, hob ich kurz die Hand Nase. zuzur Unmissverständlich nahm ich meine eigene und die in der Oase vorherrschenden Noten wahr, der Raum blieb neutral.



Der weiche, tiefe Teppich schmeichelte meinen Füßen. Um weiterzugehen, musste ich einen schweren Vorhang zur Seite schieben. Ich gelangte in einen kurzen, engen, sehr dunklen Gang, an dessen Ende eine weitere Teppichtüre angebracht war. Dahinter befand sich ein großer lichtdurchfluteter Hof, der wie ein altrömischer Patio aussah. Helle mit Fresken bemalte Wände, ein Kreuzgang mit Säulen aus hellem Marmor abgestützt. In der Mitte unter freiem Himmel ein großes, flaches, Mosaik bedecktes Becken mit Fischen. Ein Unzahl an Katzen lag auf den Steinen, kreiste um mich herum und schmiegte sich an mich. Am Kopfende des Hofs, quer zum Teich, stand eine Liege aus Marmor, auf der ein kleines Mädchen lag. Sie trug eine weiße, halbdurchsichtige Toga mit einem purpurfarbenen, hermelinpelzbesetzten Umhang. In der Hand hielt sie ein silbernes Glöckchen, wie es zur weihnachtlichen Bescherung zum Einsatz kommt, auf dem Kopf ruhte eine Tiara.

Überrascht blickte sie mich an und runzelte die Stirn. Ich ging bedächtig zu ihr hin. Sie beobachtete mich aufmerksam und gab kein Geräusch von sich. Einen Meter von ihr entfernt blieb ich stehen. Sie war etwa fünf Jahre alt mit dunkelblondem, kurzem Haar. Ihre Haut war von einer marmornen Blässe, ihre Lippen auffallend rot. Auf dem Gesicht, wie auch auf ihrer grauen Marmorliege und ihrem Umhang, befanden sich dunkelrote Flecken. Ihre Finger waren von einer schlanken Grazilität, wie die einer mittelalterlichen Madonna. Ihre Züge widerspiegelten klassische Ebenmäßigkeit mit Ausnahme der Augen: Eines war



wasserblau, das andere grün. Ihre Gesten waren geprägt von einer gemessenen Eleganz. Ihre fließenden Bewegungen standen im Gegensatz zu den eingerissenen Fingernägeln und den blutigen Händen. In ihren Augen lag eine Mischung aus Hunger und Kälte, wie bei einem Raubtier. Unter der Liege waren rohe Fleischreste verstreut. Ich glaubte, einen menschlichen Finger zu erkennen.

Sie war sich meiner Präsenz bewusst, ließ ihren Blick jedoch durch den Raum schweifen, als hätte sie mich gemustert und für uninteressant befunden. Ihre Haltung blieb unverändert, nur ihre Hände bewegte sie gelegentlich, immer fließend und damenhaft, wie eine anmutige Schlange. Nach langer Zeit begann ich rückwärts zum Eingang des Raumes zu gehen, den Blick auf ihr ruhend, ihrer Hoheit den Anblick meines Rückens nicht zumutend. Bei meinem Verlassen des Raums bewegte sie die Hand mit dem Glöckchen, das leicht schellte. Im Vorraum kam mir ein Mann entgegen, der ähnlich wie die Wächter gekleidet war. Wortlos gingen wir aneinander vorbei. Beim Verlassen des Zeltes glaubte ich, aus der Richtung des Patios ein schlürfendes Geräusch zu hören.

Die Sonne blendete mich und mit Verzögerung realisierte ich die Veränderung in der Oase. Hunderte Vögel hatten sich auf dem Boden niedergelassen. Es waren riesige, geierartige Tiere, deren Köpfe in den Fleischteilen die im Sand lagen. Durch den Lärm und die herumfliegenden Federn irritiert, erkannte ich zuerst keine Einzelheiten. Die Vögel flogen von einem Stück Fleisch zum nächsten, kämpften und hackten aufeinander ein. Es waren viele,



zumeist sehr große Fleischstücke. Sie ignorierten mich, ich war weder Nahrung noch Konkurrent. Als einer der Vögel aufflog, konnte ich dessen Mahl genauer betrachten. Es war der Kopf des ersten Wächters, den ich am türkisen Ohrring identifizierte. Vom Gesicht war nichts übrig geblieben. Anhand der Anzahl und Größe der überall verstreuten Körperteile vermutete ich, dass es sich um die Überreste der Wächter handelte. Ihre Körper waren grob zerrissen, wie ohne Besteck tranchiertes Geflügel.

Plötzlich wurde mir bewusst, dass meine Metamorphose mich nicht von der Sterblichkeit entbunden hatte. Eilig bewegte ich mich auf den Ausgang der Oase zu. Immer schneller wurden meine Schritte, Panik überfiel mich. Außerhalb des Tores lief ich, so schnell ich konnte und hörte die Vögel, die ich aufgescheucht hatte, näherkommen. In rasender Eile rannte ich die Bergstraße hinunter, immer wieder stolpernd und stürzend. Mein Herz schlug kräftig, meine Ohren summten und der Speichel rann mir aus dem angstvoll geöffneten Mund. Der Weg hinab war kürzer als in meiner Erinnerung und mit jedem Schritt wurde es dunkler. Unten bei meinem Ausgangspunkt in der Seitengasse angekommen, war es finster und menschenleer. Laut Anzeige einer Leuchtreklame war es zwei Uhr morgens.

Ich fand einen Taxistandplatz am Bahnhof und stieg in das einzige verbliebene Fahrzeug. In der Jugendherberge öffnete ich mit meinem Schlüssel einen Nebeneingang. Im Dunkel, durch die Beleuchtung der Notausgänge notdürftig erhellt, begab ich mich



DIE KATASTROPHALE METAMORPHOSE DES OVID

stolpernd und überall anstoßend in mein Zimmer. Mein Schlaf war unruhig und verschwitzt, mein Magen von Krämpfen geplagt.



Lieber Leser,

Hoffentlich hat Ihnen die XXL-Leseprobe gefallen. In diesem Fall würde ich mich sehr freuen, Sie mit der zweiten Buchhälfte zu unterhalten, deren Wendungen Sie nie erwartet hätten. Alles kommt anders, das verspreche ich.

Wie erhalten sie die Vollversion?

Einfach <u>hier</u> klicken oder den Link weiter unten anklicken, der sie zum Kindle-Store führt oder die Koordinaten in den Browser kopieren:

Die katastrophale Metamorphose des Ovid – Vollversion

http://amzn.to/1JdNq4Z

Bis gleich!

Hugo C

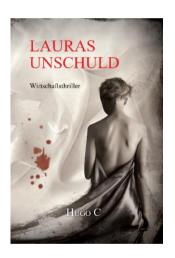
http://hugo-c.de

Vom gleichen Autor:

Lauras Unschuld

Wirtschaftsthriller

Von Hugo C 264 Seiten ISBN-13: 978-1-497-30513-7



Wirtschaftskrieg in Deutschland? Die junge Ex-Investment Bankerin Laura Sand sehnt ihn herbei, langweilt sie sich doch bei einem Mittelständler in der Provinz zu Tode. Begeistert sagt sie zu, als sie die Verteidigung gegen eine feindliche Übernahme leiten soll. Was ihr Chef ihr nicht erzählt: Die illegalen Spione seines Sicherheitschefs leisten ganze Arbeit. Für Laura kann das

verhängnisvoll werden, schließlich hat sie ihre Liebesbeziehung zum CEO des Käufers, eines US-Großkonzerns, verschwiegen. Bald muss sie erkennen, dass ihr Geliebter viel üblere Geheimnisse vor ihr verheimlicht. Die Einsätze steigen mit jeder Runde, bald geht es um sehr viel mehr als Eitelkeit und Aktienpreise ...

Vom gleichen Autor:

Bernadette

Kurzgeschichte

Von Hugo C

ASIN: B00ON62XXY



Am Ende des Ersten Weltkrieges reist ein Versicherungsmathematiker mit seiner hochschwangeren Frau und seinem Sohn aus München in die Schweizer Berge. Sie hoffen, der Hungersnot und der Spanischen Grippe zu entgehen, die Deutschland heimsuchen. Eingeschneit muss die Frau eine schwierige Geburt überstehen. Damit fangen ihre

Probleme erst an, denn ein rätselhaftes junges Mädchen quartiert sich bei ihnen ein ...

Quellennachweis

Titelbild der vorliegenden Ausgabe: "Mysterious Roving Rocks of Racetrack Playa" © NASA Goddard Space Flight Center, NASA/GSFV/Cynthia Cheung

"Totenkopfschwärmer-Illustrationen": © Quagga Ilustrations, Berlin, 2014.

"Schwarze Sonne": © ratatosk, 2014, abgebildet in Wikipedia. Herzlichen Dank an ratatosk!

"Ein simuliertes Schwarzes Loch von 10 Sonnenmassen vor Milchstraßenhintergrund aus 600km Abstand gesehen": © Ute Kraus, Universität Hildesheim, Tempolimit Lichtgeschwindigkeit, (Milchstraßenpanorama im Hintergrund: Axel Mellinger), 2014, abgebildet in Wikipedia. Gleichfalls vielen Dank!